

Josef Böhm

Der Klausner
vom Engelsberg



\$ 12 13

Josef Lomags
Gesammelte Schriften.

Zehnter Band.

Zweite Auflage.



Josef Lowenoff.

Josef Lowags
Gesammelte Schriften.

Der Klausner
vom Engelsberg.

Historische Erzählung
aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Von
Josef Lowag.

Zehnter Band.

Zweite Auflage.



Freudenthal.
Schlesische Verlagsanstalt
W. Krommer.

5L 11 b 2 d

Alle Rechte vorbehalten.

51213/5

| |
|-----------|
| Bz 18995 |
| 954998 II |



15.02.2000



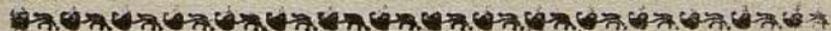
1942 K 106

Druck von W. Krommer in Freudenthal.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die Liebe, welche im Menschenherzen zur Heimat, zu dem Stückchen Gotteserde wohnt, wo der Mensch zuerst das Licht der Welt erblickte, wo seine Wiege stand, an die sich die Erinnerungen der zarten Kindheit knüpfen; diese Heimatsliebe folgt dem Menschen überallhin auf den wechselvollen Wanderungen durchs Leben.

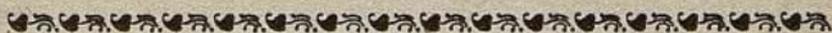
Das unerbittliche Geschick drängt ihn hinaus über die Grenzen seines Vaterlandes, in fremde Reiche, ferne Länder, aber mit unvergänglichen Farben angehaucht durchschimmert das Bild der Heimat seine Seele. Er sehnt sich zurück in die freundlichen Gefilde seiner Heimat, als echtes Kind der Stätte, die ihn geboren. Besonders ist es unser so schönes, geschichts- und sagenreiches Schlesierland, das demjenigen, der ihm entsprossen, stets lieb und teuer bleibt. Umso mehr muß es für jeden Schlesier von hohem Interesse sein, die Geschichte seiner Heimat und besonders seines engeren Heims kennen zu lernen, wo einst in längst entschwundenen Zeiten unsere Vorfahren gelebt und gekämpft haben. Gestützt auf diese Anschauung bringen wir Ihnen, freundlicher Leser, liebenswürdige Leserin, das vorliegende, aus dem historischen Boden der engeren Heimat entsprossene Werkchen entgegen in der Hoffnung, daß sie demselben ihre gütige Beachtung nicht versagen und diesem echten, romantischen Kinde unserer Heimatsberge freundlich entgegenkommen werden. Diese bescheidene Erzählung, durchgängig auf geschichtliche Tatsachen gegründet, enthält manches Schöne und Wissenswerte aus der Zeit, als die Furie des unheilvollen Dreißigjährigen Krieges unser Vaterland Schlesien in ein großes, blutgetränktes Schlachtfeld verwandelte; wie blühende Städte und Ortschaften in



Schutt und Asche sanken und die einsamen, sonst so stillen Täler, vom Kriegsgetümmel durchtobt, der Schauplatz grauenvoller Thaten verwilderter Gemüter wurden. Aber neben allen Schrecknissen des Krieges stehen wieder die biedereren Charaktere der Gebirgsbewohner auf, Gottes- und Vaterlandsliebe im Herzen, echte, urwüchsige Kinder des Altvatergebirges. Wir sprechen nochmals die Hoffnung aus, daß, wenn „Der Klausner vom Engelsberg“ bescheiden anklopft bei unseren Landsleuten, man ihm den Eintritt in Hütte und Haus nicht verweigern möge.

Der Verfasser.





Vorwort zur zweiten Auflage.

Die allgemeine Nachfrage nach dem vorliegenden, spannenden, historischen Werke hat eine zweite, verbesserte Auflage nötig gemacht.

Josef L o w a g, der am 14. März 1911 im Alter von 60 Jahren gestorbene, geschätzte Heimatdichter, hat in seinem „Klausner vom Engelsberg“ den Beweis erbracht, welche Fülle von Stoff in der Vergangenheit unseres deutschen Volkes für das Schrifttum verborgen liegt.

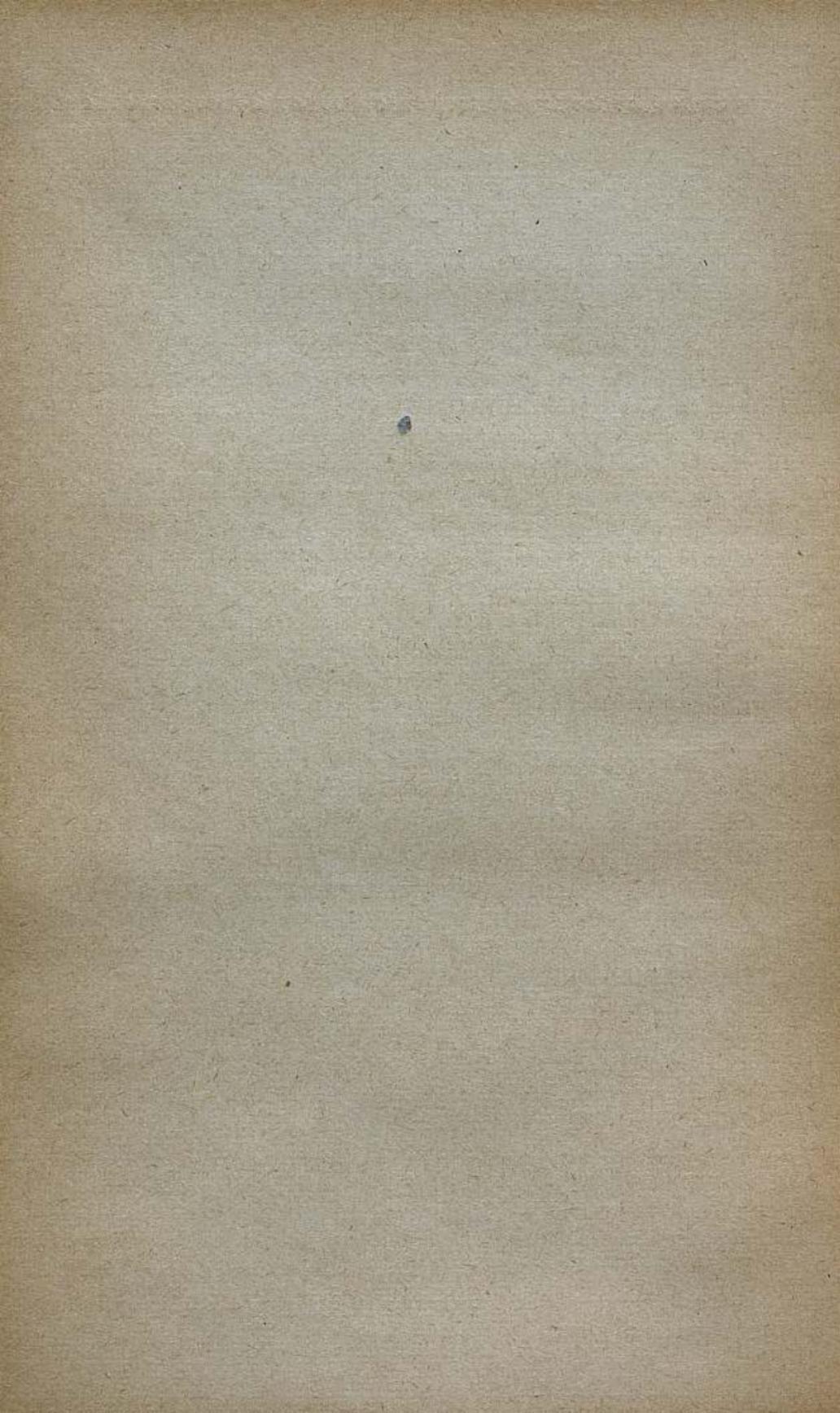
Die verheerende Furie des Dreißigjährigen Krieges verwandelte unser großes deutsches Vaterland zu einem blutgetränkten Schlachtfelde; blühende Städte und Ortschaften sanken in Schutt und Asche.

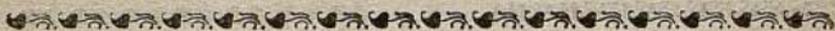
Verbunden mit Glück und Liebe will Euch davon „Der Klausner“ berichten, und deshalb nehmet ihn überall freudig auf, damit er Euch in historischer Treue von den Schicksalen unserer alten, deutschen Heimat erzählt.

W ü r b e n t h a l, Erntemonat 1920.

M o i s e s L o w a g.







Es war im Monate August des Jahres 1640. Die Sonne neigte sich zum Untergange am wolkenlosen, azurblauen Himmel. Tiefe Ruhe, heiliger Friede lagerten auf der einsamen Höhe des Engelsberges, wo von hohem Tannenforst umgeben, abgeschieden vom Weltgetümmel, das Türmlein der von Sturm und Wetter geschwärzten St. Annakapelle aus dem Waldesdunkel hervorblickte. Das Purpurlicht der Abendröte strahlte zwischen den Wipfeln der hundertjährigen Tannen nieder, als letzter Abschiedsgruß des in das Meer der Vergangenheit sinkenden Tages. Geheimnisvoll rauschte es durch die Höhen des Forstes, dazwischen erschollen der Abendglocke weichevolle Klänge herauf aus weiter Ferne, aus den Tälern, wo die Wohnungen der Menschen, die Städte und Ortschaften waren.

In der Nähe der altersgrauen Kapelle stand an den Stamm einer riesigen Buche gelehnt ein kleines, haufälliges Häuschen von Baumstämmen gezimmert, es war die Klausel des Eremiten Josef, von den Bewohnern der umliegenden Ortschaften allgemein der Klausner von Engelsberg genannt.

Das Tagesgestirn ist im fernen Westen hinter die Berge gesunken, das Abendrot ist verglüht, immer dunkler wird der Forst, die Nacht breitet ihre schwarzen Fittige über das Gebirge und bald wird der Gott des Schlafes die von des Tages Last und Mühe ermüdeten Menschen in seinen Armen wiegen. Kein Geräusch störte die nächtliche Stille der einsamen Gegend, nur von Zeit zu Zeit erscholl der schrille Ruf einer Gule durch die Finsternis und aus der Ferne das Gebell der Hunde.

Der alte Eremit Josef hatte in der St. Anna-Kapelle vor dem Altar seine Abendandacht verrichtet, dann verschloß er die Pforte des Kirchleins und kehrte

in seine Klausel zurück, deren Thür er gleichfalls verriegelte. Auf sein hartes Lager hingestreckt, fiel der Alte bald in festen Schlaf.

Da erscholl durch die Einöde des finsternen Forstes der alten Heerstraße entlang dumpfes Getöse wie Waffengerassel und das Gestampfe vieler Kasse. Immer näher kam der Lärm und in wenigen Minuten sprengte eine Reiterchar brausend durch den Tannenwald, wie die wilde Jagd auf die Klausel des Eremiten und die St. Annakapelle zu, daß die Funken vom steinigem Erdboden unter den Hufen der Kasse stoben.

„Aufgemacht!“ erscholl eine rauhe Stimme und ein paar heftige Schläge fielen auf die gebrechliche Pforte der Klausel des Eremiten.

„Wer klopft denn da mit solchem Ungeflüm in später Nachtstunde?“ ließ sich von innen die kräftige Stimme des Klausners vernehmen.

„Deffnet so schnell als möglich, oder wir drehen Euer Nest um, daß das unterste nach oben kommt!“ rief einer von der Reiterchar, welcher vom Kasse gestiegen vor der Klausel stand, während die anderen auf der Waldlichtung vor der Kapelle Halt gemacht hatten.

Im Innern der Klausel wurde ein schwerer Riegel zurückgeschoben, die Thüre knarrte in ihren Angeln und die gebückte Gestalt des alten Eremiten Josef wurde vor der Thüröffnung sichtbar. „Gott im Himmel, steh mir bei!“ rief beim Anblick der Reiterchar zusammenschauernd der Alte.

„Fürchtet Euch nicht, es soll Euch kein Haar auf Eurem Haupte gekrümmt werden, wenn Ihr auf meine Fragen offen und ehrlich Antwort gebt,“ sprach in milderm Tone der Reiter, welcher den Einlaß begehrt hatte.

„Und wer seid Ihr, Freund oder Feind?“ stammelte der Eremit mit einem scheuen Seitenblick auf die reckenhafte Gestalt des vor ihm stehenden Reiters.

„Wir können Freund und Feind sein!“ versetzte der Reiter, „je nachdem Ihr mir Rede stehen werdet; übrigens habt Ihr eine Abteilung des schwedischen

Heeres unter General Torstensson vor Euch, deren Hauptmann ich bin; nun führt mich in Eure Klausen, während die Uebrigen hier draußen warten."

Am ganzen Körper vor Angst bebend trat der Gremi in die Klausen zurück, sporenklirrenden Schrittes folgte der Schwede. Der Alte griff nach der auf dem Herde stehenden Zunderpfanne, bald sprühten die Funken von Stahl und Stein, das blaue Flämmchen eines Schwefeladens leuchtete auf und im nächsten Augenblick brannte mit hellem Feuerscheine ein Bündel Kienspäne am Herd der Hütte. Dann schob der Gremi einen roh gezimmerten Sessel in die Mitte des armseligen Gemaches und hieß den Reiter Platz nehmen.

Nachdem sich dieser auf den Sitz niedergelassen hatte, begann er mit gedämpfter Stimme: „Guter Alter! Obwohl Ihr hier in dieser Einöde des Gebirges wenig von all dem Kriegsgetümmel vernehmt, welches ganz Deutschland erfüllt, so darf ich doch annehmen, daß Ihr mir Auskunft geben könnt über das, was sich seit kurzer Zeit in Eurer nächsten Umgebung zugetragen hat; sagt an, Alter, wie hoch steht die streitbare Kriegsmacht des Statthalters Georg Wilhelm von Elkerhausen, auch Klippel genannt, mit welcher derselbe die Städte Freudenthal und Engelsstadt verteidigt?“

„Herr, das weiß ich nicht, und wenn ich es wüßte, so will ich nicht noch einmal zum Verräther an meinem Glauben und meinem Vaterlande werden, noch brennt die Keule wie ein hellglühendes Feuer in meiner Brust, noch fluche ich der Stunde, wo ich vom blinden Wahne betört, den Glauben meiner Väter ablegte und vom Ehrgeiz befeelt zum Verräther an meinem Vaterlande wurde. Jetzt büße ich meine Schuld als einsamer Klausner in der Wildnis des Gebirges, abgeschieden von der Welt, für die ich nicht mehr lebe; lieber will ich sterben, als Euch auf Eure Frage Rede stehen!“ erwiderte der Gremi, während sich sein Angesicht mit Todesblässe überzog.

„Ha! Ihr wollt mir keine Auskunft geben, halsstörriger Alter!“ schrie mit zornrotem Gesichte, vom Sessel aufspringend der schwedische Hauptmann und riß eine Pistole aus dem Gürtel, „nun, wollt Ihr mir Rede stehen, wie viel kaiserliche Krieger in Freudenthal und dessen Umgebung liegen oder ich schicke Euch trotz Eurer Frömmigkeit in der nächsten Minute zur Hölle!“

„Mordet mich“, versetzte der Klausner, „wenn Ihr das Blut eines armen wehrlosen Büßers auf Eure Seele laden wollt, kein Wort des Verrates soll über meine Lippen kommen.“

Der Schwede hob die geladene Waffe und zielte nach der Brust des unbeweglich dastehenden Greises, ließ aber im nächsten Augenblicke die toddrohende Rechte wieder sinken, indem er halbblaut vor sich hinmurmelte und den Alten anstarrte: „Ich will nicht zum Mörder werden an diesem Manne, der eher sein Leben hingibt, als ein Verräter an der Heimat zu werden, wo er geboren, wo seine Wiege gestanden, ich würde ebenso handeln, wie dieser Greis, wäre nicht der Haß gegen die Kaiserlichen in dem Schicksale meiner Familie begründet.“ Rasch steckte der schwedische Hauptmann seine Waffe in den Gürtel und verließ die Klausel des Eremiten. In der nächsten Minute erdröhnte der Felsenboden unter den Hufschlägen der talabwärts ziehenden Reiterschar.

Starr und unbeweglich wie eine Bildsäule stand der alte Klausner noch einige Augenblicke von der überstandenen Todesangst gelähmt, dann fuhr er wie aus einem schweren Traume empor: „Fort will ich! Fort nach Freudenthal, so schnell mich meine morschen Glieder tragen“, rief der Eremit in höchster Aufregung, „der Statthalter Klippel soll die Ankunft der Schweden noch erfahren, ehe dieselben Freudenthal erreichen.“

Vom Turme der Kirche in Engelsstadt (dem heutigen Engelsberg) dröhnten die langgezogenen Schläge der Mitternachtsstunde weithin hallend durch die

Stille der Nacht. Wie eine schwarze verworrene Masse zeichneten sich die Umrisse der Häuserreihen in der Dunkelheit ab, öde und finster waren die Gassen, kein Lichtschimmer strahlte aus den Fenstern, alles ruhte in tiefem Schlummer, sie ahnten nicht, die unglücklichen Bewohner, daß die Furie des Krieges bei Nacht und Graus in die trauten Gefilde der Heimat ihren tod- und verderbenbringenden Einzug hielt.

Auch im Hause des Stadtrichters Hans Georg Weiser am Stadtplatz herrschte schon tiefe Ruhe, obwohl noch vor kaum einer halben Stunde ein glänzendes Familienfest seinen Abschluß gefunden hatte. Lothar Ehrenfeld, der Kommandant der kaiserlichen Truppen, welche bei der drohenden Kriegsgefahr durch die Schweden das Städtchen Engelsstadt auf Befehl des Statthalters Klippel zu Freudenthal besetzt hielten, hatte sich mit Regina, des Stadtrichters Weiser einzigem Töchterlein, dem schönsten und sittsamsten Mädchen in der ganzen Stadt, verlobt. Heute hatte das Verlobungsfest unter großer Feierlichkeit und seltenem Prunke stattgefunden. Erst nahe gegen Mitternacht hatte Lothar, der künftige Schwiegerjohn des Stadtrichters, mit den übrigen Gästen das Haus verlassen, um ihre Wohnungen aufzusuchen. Auch der Stadtrichter Weiser und die anderen Hausbewohner hatten sich zur Ruhe begeben. Nur Regina saß noch wachend in ihrer Schlafkammer; sie war zu viel von den Begebenheiten des verflossenen Tages aufgeregt, um sogleich Ruhe zu finden; der Schlaf floh ihren Augen. Sinnend blickte sie, das blondschimmernde Haupt auf die marmorweiße Rechte gestützt, hinaus in die Finsternis der Mitternacht, durch welche von Zeit zu Zeit ein Blitzstrahl grell aufleuchtete, welchem ein ferner, dumpfer Donner folgte.

Der Himmel hatte sich mit schwarzen Wetterwolken überzogen, nur zeitweilig auf Augenblicke schimmerte die Sichel des Halbmondes durch zerrissenes vom Sturmwind dahingetriebenes Gewölk.

Da wurden in einer der engen Gassen, welche auf den Hauptplatz führten, eilige Schritte vernehmbar, pfeilschnell huschte eine dunkle Gestalt wie ein gespenstischer Schatten an den Häuserreihen dahin, vor dem Hause des Stadtrichters Weiser machte der nächtliche Wandler Halt und ein lautes Klopfen erscholl am Haustor.

„Wer klopft da unten jetzt um Mitternacht?“ fragte Regina durch das geöffnete Fenster.

„Ah! Ihr seid es, Jungfrau Regina, öffnet schnell und rufet Euren Vater, den Stadtrichter!“ ließ sich von unten eine atemlos ächzende Stimme vernehmen.

„Wer seid Ihr, und was wollt Ihr von meinem Vater?“ fragte Regina weiter.

„Ich bin Josef, der Klausner vom Engelsberg, öffnet um Gotteswillen schnell! Ah du heilige Mutter Anna hilf! Sie kommen schon, die Schweden, hört Ihr den dumpfen Hufschlag ihrer Kasse“, sagte mit angstbehebender Stimme die Gestalt am Tore.

„Sie kommen schon, die Schweden!“ schrie Regina laut auf, daß es weithin durch die Nacht gelte, dann eilte sie wie wahnsinnig aus ihrem Gemache die Treppe hinaß in die Schlafkammer ihres Vaters.

Der Stadtrichter Hans Georg Weiser ruhte sanft in seinem Bette, von angenehmen Traumbildern umgaukelt, als Regina mit der Schreckenskunde zu ihm trat.

„Vater, die Schweden!“ stammelte in namenloser Angst das Mädchen.

Der Stadtrichter öffnet starr die Augen, stierte nach der vom Schimmer der Nachtlampe mattbeleuchteten Jungfrau und sagte schlaftrunken: „Laßt mich ruhen, ich bin müde!“

„Vater, wir sind verloren! Die Schweden ziehen gegen Engelsstadt, schon vernimmt man das Waffengeöse und das Getrappel der Kasse vom Engelsberg her durch die Nacht; der alte Klausner Josef steht unten am Haustor und bittet um Einlaß“, sagte am

ganzen Körper, zitternd Regina, während sie ihre Arme um den Hals des Vaters schlang, als wollte sie ihm Schutz und Hilfe gegen die herannahende Gefahr des Feindes suchen.

Wie von einer Viper gestochen, fuhr der Stadtrichter im Bette empor und sprang mit einem Satz mitten in's Schlafgemach; der Schlafgott mit seinen harmlosen Traumgestalten war verschwunden und die furchtbare nüchterne Wirklichkeit des heranziehenden Unglücks starrte ihm entgegen.

„Was sagst Du, die Schweden kommen? Kind, wer brachte Dir diese Unglückskunde?!“ stammelte Hans Georg Weiser.

„Der Klausner vom Engelsberg, welcher unten am Haustore nach Einlaß harret“, entgegnete Regina.

„Er soll schnell heraufgeführt werden, der alte Josef“, rief in voller Bestürzung der Stadtrichter, „eile nur Regina, eile nur mein Kind; schlage Lärm im ganzen Hause, Tobias soll zur Kirche eilen und die Sturmglöcke läuten, Dominik, der Stadtbüttel soll die Trommel schlagen, laß Deinen Bräutigam, den Stadtkommandanten Lothar Ehrenfeld rufen!“

Hastig griff Hans Georg Weiser nach seinen Kleidern, in einer flüchtigen Minute stand er angekleidet da und schnallte den Degen um die Hüften, als keuchend der Klausner vom Engelsberg in das Gemach stürzte: „Ein Pferd, Herr Richter, ein Pferd!“ rief in toller Hast der Alte, ich muß nach Freudenthal zum Statthalter Klippel und ihn von dem Herannahen der Schweden unterrichten.“

„Ist der Feind zahlreich?“ fragte der Stadtrichter.

„Eine Reiterchar von zwei- bis dreihundert Mann, wahrscheinlich der Vortrab des gesamten Schwedenheeres unter General Torstensson“ erwiderte der Gremitt.

So geht hinab in den Stall, nehmt eines meiner besten Rosse und eilt zum Statthalter um Hilfe, so schnell Ihr es, guter Alter, vermögt“, sprach wohl-

wollend, dem Klausner auf die Schulter klopfend, Hans Georg Weiser. Giltig verließ der Eremit das Gemach des Stadtrichters.

Da wurde es auch im Hause und in der Stadt lebendig. Der Unheil verkündende Klang der Sturmglocke dröhnte durch die Stille der Nacht, dazwischen erscholl Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, unter welches sich der schauerliche Ruf: „Der Feind! Zu den Waffen!“ gesellte. In wildem Galopp kam Lothar Ehrenfeld mit einer Abteilung kaiserlicher Reiter einhergesprengt; vor dem Hause des Stadtrichters traf er Hans Georg Weiser und die Stadtvögte, um welche sich die bewaffneten Bürger versammelten.

„Ich wage den Angriff!“ rief Ehrenfeld dem Stadtrichter zu und sein Gesicht glühte vor Kampfeslust; „besetzt Ihr die Häuser des Ringplatzes und der Gassen.“

Immer näher kam das Getöse der anrückenden Schweden, pfeilschnell flog Ehrenfeld mit seinen Reitern dem Feinde entgegen. Am Ende der Gasse, welche sich am Engelsberg hinaufzog, stießen die beiden Reitercharen gegeneinander. Der wilde Angriff geschah von beiden Seiten; mit Todesverachtung kämpften die Kaiserlichen, mit Löwenmut die Schweden. Unentschieden dauerte der gräßliche Kampf fort, bis der Morgen graute. Ein lichtroter Streifen am Osthimmel verkündete den jungen Tag. Noch immer schallte der schauerliche Klang der Sturmglocke vom Turm der Kirche in Engelsstadt und mit dem brausenden Sturmgeläute vermischte sich das Wutgeheul der Kämpfenden, die Jammertöne der Verwundeten und das Todesgeröchel der Sterbenden. Da wurde es plötzlich licht, hellauf leuchtete eine ungeheure Flammen säule gegen den Himmel, dichte Rauchwolken wirbelten in die Lüfte empor und aus vielen hundert Kehlen erscholl abermals der Schreckensruf: Feuer! Ein Teil der Stadt, wo der Kampf am fürchterlichsten tobte, stand in hellen Flammen. Schon begannen die schwe-

dischen Reiter zu wanken, mit doppeltem Mute drangen die Kaiserlichen, an ihrer Spitze Lothar Ehrenfeld, auf die Feinde ein, da tönten abermals Trompetensignale vom Engelsberg herab und in unübersehbaren Reihen zog das Schwedenheer unter General Torstensson auf der alten Heerstraße, welche von Breslau nach Olmütz führte, der brennenden Stadt zu.

Bei dem Anblicke der schwedischen Kriegsmacht erlahmte der Mut des kleinen Häufleins Kaiserlicher; tollkühn drangen die Schweden vor. Lothar Ehrenfeld wurde bis auf den Ringplatz zurückgedrängt. Dort begann abermals ein fürchterliches Handgemenge. Ehrenfeld und der Schwedische Hauptmann trafen sich vor dem Hause des Stadtrichters Hans Georg Weiser. Die Augen der beiden ebenbürtigen Krieger sprühten Feuerflammen, toddrohend blitzten ihre Säbel in dem ersten Strahl der aufgehenden Morgen Sonne, wütend drang der Schwede auf Lothar ein, geschickt parierte dieser die wuchtigen Hiebe. Da erscholl ein mark- und heinerschütternder Hilferuf aus dem Hause des Stadtrichters, welches in vollen Flammen stand; Lothar hatte Reginas Stimme vernommen, einen Moment blickte er zu dem brennenden Hause empor, aus welchem die Angstrufe seiner Braut herzerreißend an sein Ohr schlugen; wieder blickte die Todeswaffe des kampfgewandten Schweden nach Ehrenfelds Haupt und von einem Säbelhiebe tödlich getroffen, stürzte dieser blutend vom Pferde zu Boden. Jetzt wandte sich auch der schwedische Offizier nach der um Hilfe Flehenden in dem von Rauch und Flammen eingehüllten Hause; da gewahrte er durch den dichten Rauch und Qualm die schlanke, in Todesgefahr schwebende Mädchengestalt, wie sie verzweiflungsvoll um Rettung vor den sie umzüngelnden Flammen flehte. Schnell entschlossen sprang der Schwede von seinem Roß und eilte durch Rauch und Flammen in das brennende Haus, wenige Minuten später kehrte er zurück, in seinen Armen trug er, in einen Mantel gehüllt, das ohnmächtige Mädchen.

Die Schweden waren Sieger geblieben. Engelsstadt war ein rauchender Trümmerhaufen, die Grabstätte eines friedliebenden, fleißigen Völkchens. Das kleine Häufchen der kaiserlichen Krieger hatte in dem furchtbaren Kampfe den Heldentod gefunden und ihre blutenden Leichen bedeckten das Schlachtfeld. Auch der größte Teil der ehrsamten Bürger, welche mit Löwenmut für ihre Heimstätte gekämpft hatten, waren gefallen, die übrigen eilten in wilder Flucht, von den Schweden verfolgt, den nahen Wäldern zu, wohin auch beim Beginne des Kampfes Weiber und Kinder geflohen waren, um das nackte Leben zu retten.

Ein Teil des Schwedenheeres errichtete bei der zerstörten Engelsstadt ein Heerlager; das große Heer selbst zog noch am selben Morgen tod- und verderbenbringend weiter gegen Freudenthal.

* * *

In dem alten Bergknappendorfe Dürreisen stand abwärts von den übrigen Häusern des Ortes in einer noch teilweise bewaldeten Gebirgsschlucht eine armseelige, halbverfallene Hütte. Lose hing der Türstock in dem rissigen Mauerwerk, welches mit dem Einsturz drohte. Der größte Teil der windschiefen Fenster war dicht mit steifem Papier verklebt und wehrte dem Sonnenlicht jedwedes Durchdringen. Die Risse in den Mauern hatte man mit Lehm ausgefüllt oder mit Stroh und Heu verstopft, während große Löcher im Dachwerk dem Regenwasser ungestörtes Eindringen in das Innere des Gebäudes gewährten. Vor der Hütte stand ein riesiger Lindenbaum und streckte, wohlthuenden Schatten spendend, seine gewaltigen Äste in die Luft. Auf einer einfachen Holzbank unter dem Lindenbaum saß mit dem Rücken an den Stamm gelehnt, ein kleines von Alter gebücktes Männchen mit schneeweißem Bart und Haar und starrte mit unverwandten Blicken durch die Lücke des Waldes hinüber nach der aschgrau aufsteigenden Rauchsäule der in Asche und Trümmer sinkenden

Engelsstadt. Das Kampfgetümmel war verhallt, die Stille des Todes lagerte in dem sonst so lebhaften Tale.

Der Morgensonne erste Strahlen grüßten die erwachende Natur, hell und klar schimmerten tausende von Taupfropfen wie glitzernde Diamanten an Gräsern und Pflanzen. In Engelsstadt aber beleuchtete das Sonnenlicht die blutüberströmten, im Todeskampfe erstarrten Gesichter der gefallenen Krieger und die sich in furchtbarem Schmerze krümmenden Leiber der Schwerverwundeten. Einzelne Feuerflammen züngelten von Zeit zu Zeit aus den rauchenden Trümmern der zerstörten Stadt, welche ein Bild grauenhafter Verwüstung bot. Das Männchen vor der armseligen Hütte in dem einsamen Gebirgstale streckte jammernd seine Hände gegen Himmel und begann mit vor Wehmut zitternder Stimme:

„Allmächtiger Gott! So muß ich noch den fürchterlichsten aller Schreckenstage meines Lebens miterleben, so muß ich noch den Jammer und das Glend sehen, wie meine teure Vaterstadt in Schutt und Asche sinkt, aber dein Wille, Vater im Himmel, geschehe, was du tust, das ist wohlgetan. Engelsstadt wird wieder emporblühen aus den flammengeschwärzten Trümmern, zur Zierde des Schlesierlandes, wenn meine lebensmüden Gebeine schon längst im Schoß der Muttererde schlummern!“ Bittere Tränen rannen dem Alten über die fahlen, eingefallenen Wangen, im Schmerze versunken saß er da, selbst ein Bild des Jammers.

Doch plötzlich fuhr er erschrocken vom Sitze empor. Aus dem nahen Gebüsch, durch welches ein Fußpfad nach Engelsstadt führte, wurden männliche Stimmen vernehmbar. In wenigen Augenblicken erschienen auf dem freien Platze vor der Hütte vier Männer mit einer Tragbahre, auf derselben lag in einen Mantel gehüllt mit totenblassem Angesicht und blutgetränkten Kleidern der Stadtkommandant von Engelsstadt, Lothar Ehrenfeld. Den Männern folgte der Stadtrichter

Hans Georg Weiser; mit gesenktem Haupte schritt er hinter der Tragbahre der Hütte des Alten zu. Als dieser die Ankommenden bemerkte, erhob er sich sogleich von seinem Sitze und schritt den Kommenden entgegen.

„Gott zum Gruß, Bader Winkelmann!“ rief beim Anblick des Alten der Stadtrichter. „Ich bringe Euch hier einen Schwerverwundeten, versucht an ihm Eure Kunst und tut, was in Euren Kräften steht, um das Leben unseres Stadtkommandanten Ehrenfeld zu retten.“

Der alte Bader Winkelmann war ein geschickter Arzt und hatte mit seiner Arzneikunde schon öfters als einmal Wunderkuren verrichtet, das hatte ihn ringsum im Lande berühmt gemacht; sein Wissen hatte ihm aber mehr Ruhm als Geld gebracht und so lebte er in seiner armseligen Hütte in der größten Dürftigkeit.

Der Dorfbader untersuchte sorgfältig und behutsam die klaffende Siebwunde am Kopfe des Stadtkommandanten, welche ihm der schwedische Hauptmann geschlagen hatte, dann sagte er zu dem Stadtrichter: „Die Wunde ist tödlich, doch ich will all mein Wissen anwenden, um das fliehende Leben zurückzuhalten; bringt ihn in meine Hütte.“ Der zwischen Leben und Tod schwebende Ehrenfeld wurde in die Wohnung des Baders getragen und dort auf ein Lager gelegt. Der alte Winkelmann bereitete aus dem Saft mehrerer Arzneikräuter eine schmerzstillende Heilsalbe und verband die Wunde des bewusstlos daliegenden Stadtkommandanten.

Der Stadtrichter Hans Georg Weiser entfernte sich mit den Trägern der Bahre, nachdem er dem Bader Winkelmann die Pflege des Verwundeten nochmals ans Herz gelegt hatte.

Lothar Ehrenfeld verfiel bald in einen tiefen ohnmachtähnlichen Schlaf. Wirre Bilder umnebelten seinen Geist, Fieberhitze durchglühte seinen Körper. Oft lispelte er den Namen Regina, sein blasses Antlitz verklärte sich, er sah das Bildnis seiner Geliebten,

sehnjuchtsvoll streckte er seine Arme nach ihr aus, doch plötzlich fuhr er mit furchtbarer Wildheit empor, seine Rechte schien das Schwert zu führen. „Nieder mit den Schweden!“ erscholl es dumpf über seine Lippen. Winkelmann, der alte Heilkünstler, gab sich mit dem Schwerkranken redlich Mühe. Ganze Nächte brachte der Alte am Krankenlager Lothar Ehrenfelds zu, bis sich nach Verlauf von einigen Tagen die Krankheit besserte und das Fieber nachließ. Auch die Wunde begann zu heilen und vernarbte allmählich.

Der Stadtkommandant fühlte sich zwar sehr schwach und konnte sein Krankenlager noch nicht verlassen, aber die drohende Todesgefahr war durch die geschickte und aufopfernde Pflege des Dorfbaders beseitigt. Langsam stellten sich die durch den Blutverlust und das Fieber geschwundenen Kräfte bei dem Kranken wieder ein.

Der Stadtrichter Hans Georg Weiser hatte, indem auch sein Haus beim Brande von Engelsstadt eingäschert wurde, im nahen Dürreseifen Wohnung genommen und besuchte oftmals den wiedergenesenden Ehrenfeld. Seit dem Schreckenstage von Engelsstadt hatte sich das Wesen des Stadtrichters vollkommen geändert. Der ehemals so lebensfrohe im Vollgenuß des Lebens und der Gesundheit stehende Mann war in der kurzen Zeit des Unglücks zum gebrochenen lebensmüden Greise gealtert. Sein Haupt und Barthaar hatte sich schneeweiß gefärbt, im trübem Glanze leuchteten seine Augen, in welchen sich deutlich die Qual eines angst- und kummererfüllten Herzens wieder spiegelte; hatte er doch all sein Hab und Gut durch den Feind verloren und nur das nackte Leben gerettet. Noch mußte er sich vor den Schweden, welche in der Umgebung von Engelsstadt ein Feldlager aufgeschlagen hatten, verborgen halten, würde es der schwedische Hauptmann erfahren, daß er der Stadtrichter sei, welcher die bewaffneten Bürger gegen ihn zur Verteidigung der Stadt geführt hatte, so würde der sichere Tod sein Los sein.

Mehr noch als dieser Kummer nagte die Angst um sein Kind an seinem Herzen; seit jener fürchterlichen Nacht, wo das Schwedenheer Engelsstadt erstürmte und in einen Schutthaufen verwandelte, war Regina verschwunden. Lag vielleicht ihr verkohlter Leichnam unter den flammengeschwärzten Trümmern seines niedergebrannten Hauses begraben, oder hatte eine feindliche Waffe das zarte Mädchenherz durchbohrt und ihr Körper ruhte im Todesschlaf neben gefallenen Kriegern im kühlen Grabe? Gerne wäre Hans Georg Weiser in die zerstörte Stadt zurückgekehrt, um nach seinem Kinde zu forschen, aber die am Leben gebliebenen Einwohner waren geflohen und hielten sich gleich ihm in den verborgenen Schlupfwinkeln auf; keiner wagte sich in die von den Schweden besetzte Stadt zurück. Auch Freudenthal wurde von den Schweden belagert; Tag für Tag vernahm man von dorthier das Kriegsgetümmel und den Donner der Kanonen, was die Bewohner der Umgegend in neue Angst und Schrecken versetzte.

Lothar Ehrenfeld erkundigte sich oft bei dem Stadtrichter um seine Braut; Weiser wollte dem kaum der Todesgefahr entronnenen Stadtkommandanten die furchtbare Ungewißheit über das Schicksal seiner Tochter nicht mitteilen, sondern gab auf dessen eindringliches Fragen zur Antwort, Regina befinde sich gewiß bei Anverwandten eines nahen Dorfes. Hätte aber Lothar Ehrenfeld in das abgewandte erdfahle Angesicht und die tränenfeuchten Augen des Stadtrichters geblickt, seine furchtbare Ahnung um das Schicksal seiner Braut wäre ihm zur Gewißheit geworden.

Nachdem die Schweden unter der Führung des Generals Torstensson das kleine Häuflein kaiserlicher Krieger bei Engelsstadt geschlagen und die Stadt geplündert und niedergebrannt hatten, zog das große Heer gegen Freudenthal; nur eine Abteilung schwedischer Reiter mit dem Hauptmanne Alfred von Felsheim blieb als Besatzung bei Engelsstadt zurück und

schlug ihre Zelte in der Nähe von Lichtwerden zum Lager auf.

In eines dieser Zelte hatte Hauptmann Alfred die von ihm aus dem brennenden Hause gerettete Regina gebracht. Der zarte Körper des unglücklichen Mädchens ruhte auf dem Feldlager des schwedischen Hauptmannes, während dieser selbst vor dem Eingange des Zeltens stand und mit Wohlgefallen seine Blicke über die schlanke Gestalt der halbbohmächtigen Jungfrau gleiten ließ. Der warme Strahl der Mittagssonne, welcher in das Zelt fiel, und der Wind, welcher mit den blonden Locken des Mädchens spielte, belebte ihre gesunkenen Kräfte wieder. Langsam und träumerisch schlug sie ihre großen blauen Augen auf und blickte verwirrt den vor sich stehenden Krieger an.

„Holde Jungfrau!“ begann mit milder Stimme Hauptmann Felsheim, als er die verwirrten Blicke des Mädchens auf sich gerichtet sah, „fürchtet nichts, bei Gott und meiner Ehre, es soll Euch im Lager der Schweden kein Leid zugefügt werden.“

Regina erhob sich rasch und fragte schüchtern: „Wer seid Ihr? Wo bin ich?“

„Ich bin der schwedische Hauptmann Felsheim und Ihr befindet Euch unter meinem Schutz im schwedischen Lager bei Engelsstadt,“ erwiderte Hauptmann von Felsheim und legte seine Rechte zärtlich auf das Haupt des Mädchens. Von peinlicher Angst befallen, eilte Regina dem Ausgange des Zeltens zu; der Hauptmann hielt sie zurück. „Halt, mein holdes Täubchen, so leicht entflieht Ihr mir nicht, ich habe Euch mit der Gefahr meines eigenen Lebens aus den Flammen eines brennenden Hauses gerettet, Ihr gehört mein, mein für immer, ich nehme Euch zum Weibe, schönes Kind, so wahr ich Hauptmann von Felsheim bin,“ sagte der Schwede und schloß die Jungfrau in seine Arme, so daß ein Entfliehen nicht mehr möglich war.

„Gott im Himmel steh' mir bei! Ich bitte Euch um aller Heiligen willen, laßt mich los, Herr Hauptmann, laßt mich zu meinem Vater, laßt mich zu mei-

nem Bräutigam!“ flehte Regina und suchte sich aus den Armen des Schweden loszuwinden, aber vergebens, der Hauptmann hielt sie fest umschlossen und fragte lächelnd:

„Wer ist Euer Vater, und wer ist Euer Bräutigam?“

„Mein Vater ist der Stadtrichter Hans Georg Weiser und mein Bräutigam der kaiserliche Kommandant Lothar Ehrenfeld.“

Als Regina den Namen Ehrenfeld nannte, zuckte die redenhafte Gestalt des Schweden zusammen; seine Arme lösten sich, mit welchen er das Mädchen umschlossen hielt; sein ganzer Körper bebte. „Lothar Ehrenfeld! Barmherziger Gott, wäre es möglich, mein armer, gleich mir vom unseligen Verhängnis, das über uns schwebt, verbannter Bruder, und ich führte die Waffe zum Todesschlag gegen sein Haupt, in der verfloffenen, grauenvollen Nacht beim Sturme auf Engelsstadt.“

Felsheim stöhnte laut auf vor furchtbarem Schmerz, welcher sein Innerstes durchwühlte. „Armer Lothar, armer Bruder, du sankst blutend vor meinen Augen nieder im ehrenvollen Kampfe für dein Vaterland, das auch mein Vaterland ist. O ich Unglückseliger! Rache wollte ich üben, Rache verlangte mein Herz; auf meines Vaters greisem Haupte lastete unheilchwanger die Reichsacht, die Güter unserer Familie wurden vom Staate als herrenloses Gut eingezogen, nachdem mein Vater als getreuer Anhänger des Pfalzgrafen Friedrich des Hochverrathes schuldig erklärt und zum Tode verurteilt wurde, sein Haupt fiel auf dem Schaffot; und ich, der Sohn des Verurtheilten, ich schwur Rache denen, die meinen Vater unter den Händen des Henkers sterben ließen, die unser Hab und Gut einzogen, ich nahm unter einem falschen Namen Dienste im Heere des Schwedenkönigs Gustav Adolfs und kämpfte aus Rachelust gegen die Kaiserlichen, gegen mein Vaterland, so bin ich zum Brudermörder geworden, er verblutete unter meinen Säbel-

hieben, dessen Angesicht noch einmal zu sehen in diesem Leben nach jahrelanger Trennung, mein heißer, sehnlichster Wunsch war". Wie vernichtet sank der schwedische Hauptmann auf den neben ihm befindlichen Sitz nieder, bittere Tränen der Reue und des Schmerzes rieselten über seine wettergebräunten Wangen; plötzlich sprang er auf und schleuderte den aus der Scheide gerissenen Säbel weit von sich vor den Ausgang des Zeltes. „Fort mit Dir, fürchterliche Waffe, an welcher das Blut meines geliebten Bruders klebt, ich will fort von der Stätte, wo Bruder gegen Bruder kämpfte, wo Lothar durch meine Hand den Tod des Helden starb. Hinziehen will ich in die Wildnis des Urwalds, wohin noch keines Menschen Fuß getreten, wo in des Hochgebirges dunklen Schluchten nur die Tiere des Waldes wohnen, dort will ich, abgeschieden von der Menschheit, verloren für die Welt, meine Sünden büßen, dort in finsterner Felsenhöhle will ich mein Auge zum ewigen Todesschlaf schließen, dort sollen meine Gebeine ruhen, gebleicht von den Stürmen kommender Jahrhunderte, bis die Posaune des jüngsten Gerichtes selbst Vaterlandsverräter und Brudermörder vor den ewigen Richter ruft!" Und wie Kain, der Brudermörder, so eilte auch Alfred von Ehrenfeld von Gewissensbissen und furchtbarer Reue gefoltert, wie von den Geistern der Hölle verfolgt, fort aus dem Lager der Schweden den unheimlichen, felsenumschlossenen Schluchten des Hochgebirges zu.

Auch Regina war unbemerkt, als sie sich von den fesselnden Armen des Schweden frei fühlte, entflohen. Unbehindert gelangte sie durch die Zeltreihen des Schwedenlagers hinaus ins Freie, wo noch einzelne Rauchsäulen aus den Trümmern der Stadt Engelsstadt gegen den wolkenlosen, azurblauen Himmel emporwirbelten.

An der alten Heerstraße, welche von Olmütz über Freudenthal nach Breslau führte, breitete sich bei Engelsstadt zu beiden Seiten dichtes Buschwerk von Birken, Föhren und Tannen aus. Tiefdunkel war das

Dickicht. Kein lebendes Wesen durchdrang dieses dicke Gebüsch, nur die gefiederten Säger des Waldes schlugen hier ihre Wohnstätten auf und ihr jubelnder Lobgesang drang durch den einsamen Horst wie Himmelsstimmen seliger Geister an das Ohr des einsamen, durch das Gebirge ziehenden Wanderers. Dorthin floh Regina; lautlose Einsamkeit umgab sie, kein Lüftchen des Lebens von Nah und Fern, selbst das Rauschen der Lüfte in den Wipfeln der Bäume ruhte, kein Lüftchen bewegte die grünen Tannenzweige des dämmernden Forstes.

Flink, jedes Geräusch vermeidend, floh Regina, einem gehekten Rehe gleich, durch die Büsche dahin, der Dornen nicht achtend, welche ihre Hände, Füße und das Gesicht verwundeten. So gelangte sie nach einem längeren, beschwerlichen Wege auf die Höhe des Engelsberges. Scheu um sich blickend, näherte sie sich der Klausen des Eremiten Josef, welche am Waldsaume der Lichtung stand, aus deren Mitte das wetterbenagte Türmlein der St. Annakapelle, vom dunkelglänzenden Grün der Tannen umgeben, in die blauen Lüfte emporragte. Hastig griff Regina nach der rostigen Türklinke, ein Druck auf dieselbe belehrte sie, daß die Pforte verschlossen war; die Klausen stand öde und verlassen und der alte Klausner Josef, bei welchem sie Zuflucht nehmen wollte, war noch nicht zurückgekehrt. Ratlos stand die Jungfrau vor der Klausen des Eremiten; wo wollte sie hinflüchten, um nicht abermals den schwedischen Kriegern in die Hände zu fallen. Ihr angstestückter Blick richtete sich auf das vor ihr stehende St. Annakirchlein, vielleicht fand sie dort in dem geheiligten Raume Schutz und Zuflucht vor den drohenden Gefahren. Flüchtigen Schrittes eilte Regina zur Kirchenspforte, auch diese war verschlossen; aber der schwere, hölzerne Laden vor dem Fenster neben der Turmpforte war offen, der Sturmwind mußte denselben losgerüttelt haben, denn er knarrte, von den Lüften bewegt, in seinen Angeln.

Ohne sich länger zu bedenken, schwang sich Regina

durch die Fensteröffnung in das Innere der Turmhalle, aus welcher man in den engen Raum des Kirchleins gelangte. Hier hatte sie einen sicheren Hort gefunden, hier war sie geborgen gegen alle Gefahren der Außenwelt. Mild blickte das Bild der heil. Mutter Anna herab vom Altare, an dessen Stufen sich Regina auf die Knie niederließ. Kein Geräusch störte die Ruhe des gottgeweihten Ortes, nur von außen war das Rauschen des Windes in den Baumwipfeln vernehmbar, welcher auch von Zeit zu Zeit pfeifend durch den Turm des Kirchleins fuhr und an den hohen Bogenfenstern rüttelte, daß die buntbemalten Glasscheiben in ihren Fugen klirrten. Den tränenumflorten Blick gegen Himmel gerichtet, flehte die Jungfrau zu dem, der über den Sternen thront, zum Vater, den kein Himmel von der Erde, keine Welt von seinen Kindern trennt, durch dessen Willen Welten entstehen und Welten ins Meer der Ewigkeit versinken, um Hilfe und Rettung aus ihrer Angst und Noth. Einer Seligen gleich vor dem Throne des Höchsten, dessen heiliger Rathschluß die Geschiehe der Völker leitet, lag Regina da in Andacht hingegossen an den Stufen des Altars. Sie betete für ihren Vater, an dem sie mit wahrhaft kindlicher Liebe hing, daß ihn Gott wieder zu ihr führen möge, sie betete mit schmerzerfülltem Herzen für Lothar Ehrenfeld, ihren Bräutigam, welcher vor ihren Augen von der Waffe des Schweden zu Tode getroffen, mit blutüberströmtem Antlitze niedergesunken war, sie betete für ihre Heimat, für ihr unglückliches Vaterland, daß Gott die Gräuel und Schrecken des fürchterlichen Krieges abwenden möge. Da kehrte stiller, seliger Friede, himmlische Ruhe in ihr angst- und gramerfülltes Herz ein; es schien ihr, als habe Gott den Engel des Trostes vom Himmel gesandt, welcher ihr zuflüsterte: Verzage nicht, schwergeprüftes Menschenherz, wenn des Schicksals Stürme toben, vertrau auf Gott, der den Wurm im Staube nährt, er wird auch Deiner nicht vergessen. So neigte sich der Unglückstag von Engelsstadt seinem Ende zu.

Der Sonne strahlender Feuerball senkte sich im fernen Westen dem Untergange entgegen; blutrot fielen die letzten Strahlen auf die Erde, als wären sie getränkt mit dem Heldenblute der Gefallenen von Engelsstadt. Durch das Fenster des St. AnnaKirchleins leuchtete das Abendrot und verklärte das Bild am Hochaltar wie mit einem Glorienschein; dann lagerten sich allmählich die Schatten der Nacht über die einsame Gegend.

Der Purpurschimmer der Abendröte war am Himmel verglüht, im Osten erhob sich die Mondscheibe und überflutete Berge und Täler, Feld und Wald mit ihrem magischen Zauberlicht. Die schlanken Fichten und Tannen warfen seltsame, langgestreckte Schatten über die Waldlichtung vor dem St. AnnaKirchlein. Ueberall rieselte das blasse Mondlicht nieder auf die in Schlummer sinkende Erde; im nahen Gebüsch schluchzte noch eine Nachtigall, im Grase zirpten die Grillen und aus weiter Ferne drangen von Zeit zu Zeit wunderliche Töne hinauf auf die einsame Höhe des Engelsberges. Durch die buntbemalten Glasscheiben der hohen Spitzbogenfenster des St. AnnaKirchleins fielen die vollen Strahlen des Mondes und erhellten die geheiligte Stätte mit sanftem Silberlicht. Gespenstisch blickten die aus Holz geschnitzten Heiligenbilder, welche das Innere der Kapelle zierten, auf Regina nieder, welche, selbst einem Marmorbilde ähnlich, noch immer vor den Stufen des Altars kniete. Der Gedanke, hier in der Waldeinsamkeit an abgechiedener Stelle das einzige menschliche Wesen zu sein, erfüllte das Herz der Jungfrau mit Furcht und Schauder. Die grauenhaften Ereignisse des verflossenen Tages tauchten wieder mit allen ihren Schrecken vor ihrer Seele auf; sie vermeinte das Schwedenheer zu sehen, wie es vernichtend gegen Engelsstadt zog. Die Angstrufe „der Feind“ schienen gellend an ihr Ohr zu schlagen, dazu gesellte sich das Prasseln des Brandes, dessen Lohe den Himmel rötend hoch in die Lüfte schlug und das Toben des gräßlichen Kampfes. Ihre

aufgeregte Phantasie zeigte ihr die blutende Gestalt ihres Bräutigams, das ehrwürdige Bild ihres Vaters, wie er die Arme sehnsuchtsvoll nach ihr ausstreckte. Dann schien Alles in ein wildes Chaos zu verschwimmen; der Gott des Schlafes senkte seine Fittige über die Unglückliche und führte sie aus der unheilvollen Wirklichkeit in das geheimnisvolle Märchenland der Träume.

Mitternacht nahte heran, lautlose Stille lagerte auf der Gegend, der Kanonendonner und das Schlachtgetöse, welches tagsüber von Freudenthal her durch die Lüfte drang, war verstummt, auch die Feinde ruhten und mit ihnen der wilde Vernichtungskampf bis zum ersten Morgenstrahl, wo die entfesselte Leidenschaft der Menschheit zu neuem Blutvergießen erwacht.

Da rauscht es seltsam im nahen Gebüsch, leise und behutsam bogen sich die Baumzweige auseinander und ein langer Zug wunderlicher Gestalten schritt feierlich langsam über die Waldlichtung dem St. Annakirchlein zu. Kaum hörbar waren die Fußtritte der nächtlichen Wandler, nur zeitweilig knirschte ein dürerer zertretener Ast oder der Sand des Pfades unter ihren Füßen. Waren es die Geister der Mitternacht, welche von Gottes Fluch zum ewigen Wandeln verdammt auf einsamer Höhe, oder waren es die Seelen der gefallenen Helden von Engelsstadt, welche hinzogen aus den Tälern des Todes in die lichten Gefilde der Ewigkeit. Jetzt war der gespenstische Zug vor der Kirchenpforte angelangt, die Gestalten schlangen sich eine nach der andern zum offenen Fenster neben der Turmpforte empor, durch welches auch Regina in die Kirche geschlüpft war, und huschten in das dunkle Innere.

Erschrocken fuhr Regina aus ihren Schlummer, denn auf dem Steinpflaster des Kirchleins erdröhnten Fußtritte. Von Furcht und Angst getrieben floh sie hinter den Altar und verbarg sich in dem finstern Winkel neben dem Pfeiler, auf welchem das Gewölbe des Kirchleins ruhte.

Ein Geräusch, wie das Schlagen des Stahls auf den Flintenstein wurde vernehmbar, dann blitzte es hell auf, und in der nächsten Sekunde leuchtete ein schwacher Lichtstrahl durch die Räume des Kirchleins, in dessen Mitte eine Schar härtiger Männergestalten sichtbar wurde. Regina froh schauernd in die äußerste Ecke des Winkels hinter dem Pfeiler und getraute sich kaum zu atmen. Die Männer bildeten einen Kreis, dann begann einer mit dumpfer Stimme: „Bergknappen! Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß auch in Euer Herzen die reine, von jeglichem Mißbrauch und Aberglauben gesonderte Christuslehre Eingang gefunden hat und Ihr allesamt der reformierten Kirche angehört, habe ich Euch heute zur mitternächtlichen Versammlung hieher gerufen, um Eueren Rat zu hören und Eueren Beistand und Euer Mithilfe gegen die Kaiserlichen, welche wir gemeinsam als unsere Feinde betrachten, zu erbitten. Der große Ansturm auf Freudenthal steht bevor, die stark befestigte Stadt muß fallen, dann wohl denen, welche sich zu uns bekennen und unsere Freunde sind, aber wehe denen, welche hartnäckig unsere Freundschaft abweisen und mit den Kaiserlichen gehen; sie werden ihre Anhänglichkeit an den Kaiser und an die katholische Kirche furchtbar büßen mit Gut und Leben. Darum auf, Bergknappen von Dürreseifen, greift zu den Waffen! Kämpft mit dem Schwedenheer gegen die Kriegsmacht des Kaisers und ein herrlicher Sieg, unbeschränkte Freiheit, wird Euer Lohn sein.“

Die härtige, in einem bis auf die Füße reichenden Mantel gehüllte Gestalt schwieg, während ein halblautes Gemurmel durch den Kreis der Anwesenden ging; da trat ein betagter Greis in die Mitte der Versammelten; schneeweiß war sein Haupt und die Silbersträhne seines Bartes wallten über die Brust hinab bis auf den mit Schlägel und Eisen gezierten Gürtel, welcher den Bergfittel des Alten zusammenhielt. Mit zitternder Stimme begann der Greis: „Bergknappen von Dürreseifen! Mit Wehmut int

Herzen muß mein lebensmüdes Auge noch die Greuel mit ansehen, wie unsere Heimat, unser geliebtes Vaterland Schlesien eine Stätte der Vernichtung, ein blutgetränktes Schlachtfeld wird. Die Lehre des Weltheilands enthält nur Liebe und Friede, hier aber sehe ich nur Haß, Tod und Verderben; ich erhebe meine Stimme als Warnung zu Euch, Bergknappen, streckt Eure Hände nicht aus zum Verrate an Eurem Kaiser, an Eurem Vaterlande, laßt Euch nicht durch gleichnerische Reden eines Fremdlings betören, Eure heiligsten Gefühle der Furie eines wilden, unmenschlichen Krieges zu opfern!“

„Halt ein, Alter, oder Du bist des Todes!“ schrie die Gestalt im Mantel und packte den Greis an der Brust, während ein blitzender Doldh nach der Brust des Alten gerichtet, auf die Drohung die Tat erwarten ließ.

„Stoß zu, Schwede!“ rief mit ruhiger Stimme der Alte. „Ich bin Wendelin, der Grubenmeister von der Siebenbrüderzeche am goldenen Hirsch und fürchte Euren Mordstrahl nicht, seid Ihr Schweden doch ehemals nichts anderes als gemeines Mord- und Raubgesindel, nicht wert, daß Euch Gottes Erdboden trägt; der Geist Eures Königs Gustav Adolf ist schon längst von Euch gewichen, Ihr seid herabgesunken zur gemeinen Räuberbande, welche Schlesiens herrliche Gefilde in ein Jammerthal, in einen rauchenden Schutthaufen verwandelt.“

Wendelin, der alte Grubenmeister, wollte noch weiter sprechen, aber schon legte sich die Hand des Schweden wie eine eiserne Schlinge um den Hals des Greises, dieser ächzte laut auf und schlug mit den Armen durch die Luft; der Schwede zog seine Hand zurück und der leblose Körper des Greises fiel auf das Steinpflaster des Fußbodens.

„Dieser hat seinen Lohn, wie er es verdient, so werden alle jene enden, welche sich in unsere Wege stellen, so wahr ich Mertens heiße und einer der ersten im Schwedenheere bin“, sagte laut der Schwede, mit

scharfem Blick die ihn umgebenden Bergknappen fixierend.

„Nieder mit Dir, gemeiner Mörder, der Du selbst das Leben eines wehrlosen Greises nicht schonst!“ brüllte einer der Bergknappen und stürzte sich auf den Schweden, mehrere von den Umstehenden folgten seinem Beispiel. Da drängte sich ein langer, vierschrötiger Kerl mit feuerrotem Bart- und Kopfsaar zwischen den Schweden und die wütenden Bergleute und verhinderte, die Angreifenden mit Riesenkraft zur Seite schleudernd, den begonnenen Kampf mit dem Schweden weiterzuführen.

„Seid vernünftig Kameraden!“ begann mit freundschaftlicher Stimme der rothaarige Riese; „dem alten Grubenmeister Wendelin ist recht geschehen, warum mischt er sich mit seinen unsinnigen Reden in unsere Angelegenheiten, wir sind Protestanten, er als alter Mann ist seinem angeborenen Glauben als Katholik treu geblieben, es war im Anbeginn schon ein törichter Gedanke, daß wir den altersschwachen Greis in unsere Pläne einweihten, nun hat ihn Hauptmann Mertens für immer unschädlich gemacht. Der Mann war für alle Anhänger der reformierten Lehre eine Gefahr und mußte beseitigt werden.“

„Und wir wurden jetzt zur Mitternachtsstunde hierhergeführt, um die Zeugen eines gemeinen Mordes zu sein,“ sprach eine volltönende Stimme aus dem Kreise der Versammelten. „Den Mord hat weder Christus noch Luther gelehrt, Schande über Euer Haupt, roter Christof, wir sagen uns von Euch und Euren Plänen los, wir wollen keinen Bund mit den Schweden schließen und uns zum Mitschuldigen Eurer Verbrechen machen.“

„Bravo, gut gesprochen Peter, ganz aus der Seele gesprochen, wir halten es mit Dir und wollen selbst als Protestanten keinen Verrat an Kaiser und Vaterland begehen,“ ließen sich mehrere Stimmen aus dem Haufen der Versammelten vernehmen.

„Wahnsinnige Toren!“ rief aufbrausend der rote Christof, „daß Euch Gott verdamme, Ihr werdet Eure Torheit furchtbar büßen mit Eurem Gut und Leben; die Schweden sind die Herren unseres Landes, in wenigen Tagen fällt Freudenthal, dann wehe über Euch, Tod und Verderben ist Euer Los.“

Der rote Christof schritt dem Ausgange des St. Annakirchleins zu, noch einmal richtete er seinen Blick voll Zorn und tödlichem Haß auf seine ehemaligen Kameraden, dann schwang er sich durch das Fenster hinaus ins Freie; ihm folgte Mertens, der Schwede.

„Ziehe hin, Verräter!“ rief Peter dem roten Christof nach, dann wandte er sich zu den Umstehenden und sagte: „Wie Euch bekannt ist, so kann man den Statthalter des hohen deutschen Ritterordens auf der Herrschaft Freudenthal, Ritter Georg Wilhelm von Elfershausen, zwar einen gestrengen, aber biederen und wohlmeinenden Herrn nennen, der Niemand ein Unrecht tut, und es wäre eine unerhörte Schmach für unseren Stand, wenn wir mit dem Schwedenheere gegen ihn vor Freudenthal zögen; wohl könnten wir Bergknappen dem General Torstensohn große Dienste leisten. Wir kennen die Stadt, wir wissen die schwachen, leicht zerstörbaren Stellen ihrer Festungswerke, die Anzahl der Geschütze und die streitbare Macht des Statthalters, aber das sei ferne von uns, wir wollen zwar dem evangelischen Glauben treu bleiben, aber mit den Schweden keine gemeinsame Sache machen.“

Die Knappen stimmten Peterm bei, und einige hoben den am Boden liegenden Wendelin auf, bei welchem die todähnliche Ohnmacht, in welche er bei dem rohen Angriff des Schweden verfallen war, allmählich vorüberging, während das beinahe erloschene Leben in den morschen Körper des Greises wieder zurückkehrte.

Ein schmaler Lichtstreifen am östlichen Himmel verkündete den eintretenden Tag und die versammelten Knappen in der St. Annakapelle schickten sich zum Abzuge an. Einer nach dem andern verließ durch die

Fensteröffnung das Kirchlein und schließlich wurde der halbbohmische Wendelin ins Freie gebracht. Eben stand man im Begriff, den Weg ins Tal einzuschlagen, als in einiger Entfernung wildes Fluchen und heftiges Getrampel von eiligen Füßen vernehmbar wurde.

„Haltet ihn auf, den Spion! Schlagt ihn nieder, den alten Schurken!“ rief eine rauhe, kräftige Stimme und in der nächsten Minute flog der alte Klausner Josef mit fliegenden Haaren, ohne Kopfbedeckung und barfuß wie ein abgeschossener Pfeil über die Waldlichtung. Hier hielt er beim Anblick der Bergknappenschar einen Augenblick inne, bald hatte er aber die Knappen beim Morgenrauen an ihrer Tracht erkannt und floh in ihre Mitte.

„Schützt mich vor den schwedischen Verfolgern, man will mich morden!“ ächzte der Klausner. Aber schon stürzten einige schwedische Soldaten mit gezückten Waffen herbei.

„Wo ist der Spion?“ keuchte atemlos der Anführer, „wir haben den Alten schon die ganze Nacht von Freudenthal her auf Kreuz- und Querwegen verfolgt, ohne ihn zu erhaschen und jetzt sahen wir ihn in Eurer Mitte verschwinden, liefert ihn an uns.“

„Da irrt Ihr gewaltig,“ begann mit fester Stimme Peter, welcher dem Klausner seinen Mantel übergeworfen und in den Hintergrund gedrängt hatte.

„Wir sind Bergknappen von Dürreseifen und wollen unsere Schicht anfahen, in unserer Mitte befindet sich kein fremder Mensch; vorwärts! Vorwärts Kameraden zur Siebenbrüderzeche am goldenen Hirsch, der Tag graut und die Schicht beginnt!“ Rasch setzte sich der Zug der Knappen bergab in Bewegung, ohne sich weiter um die Schweden zu kümmern, welche gleichfalls fluchend auf der entgegengesetzten Seite des Engelsberges weiterzogen. Bald gelangten die Knappen, in ihrer Mitte Josef der Klausner und der alte Grubenmeister Wendelin, zur Siebenbrüderzeche. Dort führte man den Klausner ins Zechenhaus.

„Habt Dank, Freunde, Ihr seid meine Lebensretter!“ sagte Josef, dann fuhr er fort, „ich komme aus dem vom Feinde eingeschlossenen, hartbedrängten Freudenthal. Das kleine Häuflein kaiserlicher Krieger, welche als Besatzung die Stadt verteidigen, sind machtlos gegen den fünffach überlegenen Feind. Schon rüsten sich die Schweden zum Sturme und dann teilt Freudenthal das Schicksal mit der in Schutt liegenden Engelsstadt.“

„Gott erbarme Dich unser und des unglücklichen Vaterlandes!“ jammerte der alte Wendelin, welcher sich wieder emporgerichtet hatte und im hinteren Winkel des Zechenhauses hockte.

„Ja, Gott möge sich erbarmen und unser Gebet erhören, auf daß unsere Heimat von dem furchtbaren Feinde befreit, wieder zur Stätte des Friedens wird“, begann der Klausner mit gehobener Stimme, die Hände wie zum Gebet faltend; „aber kein Mann, dessen Herz in Liebe für die Heimat schlägt, für die Heimat, die ihn geboren, wo er die Tage der goldenen Kindheit verlebte, wo er nun als Mann in seinem täglichen Beruf waltet, keiner soll untätig bleiben, wenn er mit ansehen soll, wie die herrlichen Gefilde der teuren Heimat durch blutige Schlachten vernichtet werden, wie blühende Städte und Dörfer in Schutt und Asche versinken, wie der durch jahrelangen Fleiß und harte Arbeit erworbene Wohlstand des Volkes untergeht im grauenhaften Kriegsgetümmel. Der Statthalter Klippel ist in einer verzweiflungsvollen Lage und mit ihm die gesamte Bürgerschaft von Freudenthal; greift zu den Waffen, Bergknappen von Dürreisen, und eilt dem unglücklichen, vom Feinde bedrängten Freudenthal zu Hilfe, schüttelt alle Vorurteile, welche aus Euren Glauben als Protestanten entspringen, ab, hier gilt es, den gemeinsamen Feind unseres Vaterlandes zu bekämpfen, der nicht nur Katholiken, sondern auch Protestanten hart bedrängt; das Heer des Generals Torstensohn ist eine wilde, entmenschte, mord- und raubgierige Horde, von wel-



der schon längst edler Sinn und Manneszucht gewichen ist und welche im Namen der reformierten Kirche unser geliebtes Schlesien mit Raub, Mord und Plünderung verheert.“ Der Klausner schwieg und seine Augen hafteten erwartungsvoll auf den ringsum stehenden Bergknappen, auf deren Gesichtern sich finstere Entschlossenheit malte.

„Der Klausner hat mir ganz aus der Seele gesprochen,“ begann nach einer Pause mit heiserer Stimme der Grubenmeister Wendelin; hört, was ich Euch rate: wir sind mehr als dreihundert waffenfähige Knappen in Dürrseifen und Umgebung, dazu noch die aus Engelsberg geflohenen Bürger, welche größtentheils in unserem Orte weilen, vereinigt Euch und ziehet kampferüstet nach Freudenthal, dort greift Ihr dann die Schweden im Rücken an, wenn der geplante Sturm auf die Stadt losgeht.“

„Wohlan, Guer Rat, Grubenmeister, soll befolgt werden, wählt einen Anführer,“ erwiderte Peter und durch die Schar der Knappen ging ein halblautes Gemurmel der Zustimmung.

„Wäre ich nicht ein hinfälliger, siebenzigjähriger Greis, sondern ein Mann in voller Lebenskraft, wie Ihr es alle seid,“ begann Wendelin wieder, „dann würde ich an Eurer Spitze stehen, um Euch anzufeuern zum heiligen Kampfe gegen das entmenschte Schwedenheer; so aber lastet die hohe Zahl verlebter Jahre auf meinen altersmüden Gliedern, meine Rechte vermag es nicht mehr, das Schwert zu führen, darum soll Peter an meiner Stelle Guer Führer sein.“

„Hoch Peter! Hoch unser Kommandant! Nieder mit den Schweden, erscholl es aus dem Haufen der Knappen.

„Der Statthalter Klippel, welcher mich zu Euch sandte, um Euch zur Mithilfe gegen die Schweden zu bitten, wird Eure edlen Taten lohnen, wenn die Heimat wieder frei vom Schwedenheere ist; Torstensohn muß geschlagen und besiegt werden, dann erst kehrt der langersehnte Friede wieder in unsere Täler,“

sagte der Klausner, dann fuhr er fort: „Ich ziehe heute und morgen von Ort zu Ort und werbe alle, den Landmann wie den Handwerksmann, zu unserer Schar, zum Vernichtungskampfe gegen die Schweden; übermorgen beim ersten Strahl der Morgensonne wollen wir uns oben am Engelsberge bei dem St. AnnaKirchlein versammeln zum Abmarsch nach Freudenthal.“

„Euer Wort soll gelten, Klausner,“ sagte Peter und drückte des Eremiten Hand, dann zogen die Knapen, voran Wendelin und Peter, dem Dorfe zu, während Josef den steinigten Pfad bergauf nach dem Kirchlein und seiner Klausen einschlug.

Es war ein herrlicher Gottesmorgen, würzige Waldluft umfächelte des Klausners Wangen und spielte mit seinen silberweißen Locken, welche in noch üppiger Fülle unter dem breitkrämpigen Hut hervorquollen, der sein Haupt bedeckte, und welchen ihm die Bergknappen nebst einem Grubenkleide überreicht hatten, als sie das Zechenhaus zu den Siebenbrüderu verließen. Der Klausner sollte das Bergknappenkleid anstatt der härenen Eremitenkutte tragen, um sicherer vor den Verfolgungen der schwedischen Soldaten zu sein. Bald hatte Josef das Kirchlein erreicht. Die Sonnenstrahlen spiegelten sich in den buntbemalten Glasescheiben der gotischen Fenster. Heiliger Friede ruhte auf der sonnigen Höhe, während ferne unten im Tale der Kanonendonner weithin durch das Gebirge hallend, den Wiederbeginn des blutigen Kampfes vor Freudenthal verkündigte. Der Eremit öffnete seine Klausen, doch bald kehrte er mit einem rostigen Schlüsselbund zurück und schritt dem Kirchlein zu. Da knarrte die Pforte in ihren Angeln und Josef trat in das vom Sonnenlicht erhellte Innere der gottgeweihten Stätte.

Voll Schrecken blieb der Klausner am Eingange stehen, eine seltsame Erscheinung zeigte sich seinen Blicken. Vom goldigen Sonnenlicht umflossen stand vor dem Altare eine schlanke Mädchengestalt in

einem langen, schneeweißen, faltigen Kleide, das blonde Lockenhaar hing aufgelöst über Schultern und Nacken, die marmorweißen Hände wie zum Gebet emporgehoben, dächte es Josef, als sehe er vor sich ein Wesen aus den Regionen des Himmels, eine Engelsgestalt, welche niedergestiegen vom Throne Gottes auf die vom Kriegsgetümmel hartbedrängte Erde, um der aus tausend Wunden blutenden Menschheit den Frieden zu bringen. Auch Regina, welche noch immer nach einer angstvoll verlebten Nacht in dem Kirchlein weilte, wurde durch die Schritte des eintretenden Klausners aus ihrem Sinnen aufgeschreckt, ängstlich blickte sie nach der Gestalt am Eingange, doch bald hatte sie den Eremiten erkannt und mit freudigem Antlitze eilte sie auf ihn zu.

„Regina!“ rief mit Verwunderung der Klausner.

„Ich suche Zuflucht bei Euch,“ kispelte das Mädchen, „gewährt mir Unglücklichen Schutz und Obdach.“

„Meine Hütte, zwar nur ärmlich und klein, steht Euch als Obdach offen und mein Arm soll Euch schützen, so gut ich es vermag,“ sagte der Klausner. „Kommt und folgt mir,“ fuhr er fort, „ein dürftiges Mahl will ich Euch bereiten, um Euch zu stärken, und dann verberge ich Euch in meiner Klause.“

„Gott lohne Euch für Eure Güte,“ erwiderte Regina und folgte dem greisen Klausner nach, welcher seiner Wohnung zuschritt.

Das Innere der Hütte war ärmlich, aber rein. Ein großer Tisch aus Eichenholz nahm nebst zwei roh gearbeiteten Stühlen und einer alten Kommode den Raum der Wohnung ein. Mehrere Heiligenbilder und ein aus Holz geschnitztes Kreuzifix zierten die Wände. Eine niedere Thür von Brettern führte in ein halbdunkles Nebengemach, wo sich auf einem Holzgestelle die Schlafstätte des Klausners befand. Der Alte hieß das Mädchen Platz nehmen und setzte ihr von seinem Vorrat an Speisen und ein Krüglein Dünnbier vor. Regina aß und trank nur wenig, fühlte sich aber neu gestärkt. Auch der Klausner hatte sich ermüdet auf

einen Sessel niedergelassen und an der Mahlzeit teilgenommen, dann ergriff er die Hand der Jungfrau und sagte: „Faßt nur Mut, armes Kind, in dieser schweren Zeit der Prüfung; auch diese furchtbaren Wetterstürme des Schicksals, welche Euch umtosen, werden vorüberziehen und ein freundlicher Strahl der Glückssonne wird die künftige Bahn Eures Erdenwandels verherrlichen.“

Mit tränenfeuchten Augen blickte Regina in das freundliche Angesicht des würdigen Greises, dann begann sie mit schmerzbewegter Stimme: „Meines Vaters Schicksal ist mir unbekannt, ob er als armer Flüchtling noch unter den Lebenden weilt, oder ob sein Leichnam gleich meinem Bräutigam unter den Gefallenen bei Engelsstadt ruht, ist für mich eine fürchterliche Ungewißheit; und doch bebt mein Herz bei dem Gedanken an die nächste Zukunft, wo die entsetzliche Nachricht von dem Tode meines Vaters sich zu dem Schmerz um meinen Bräutigam gesellt.“

„Tröstet Euch, Jungfrau, Euer Vater lebt; zwei Bürger von Engelsstadt, welche ich gestern in dem Gebüsch bei Lichtewerden traf, wo ich mich vor den Schweden, welche mich verfolgten, verborgen hielt, teilten mir mit, daß der Stadtrichter Hans Georg Georg Weiser mit noch mehreren Bürgern zu den Bergknappen nach Dürreifein geflüchtet sei,“ sagte der Klausner.

„Mein Vater lebt! O welch ein Trost!“ rief jubelnd Regina aus, und Tränen der Freude rieselten über ihre Wangen. „Ach, wenn auch Lothar lebte, mein Bräutigam, an dem mein Herz mit reiner Liebe hängt, ohne ihn wird mein künftiges Leben öde und freudenleer sein, nie vernarbt die Wunde, welche das grauenhafte Schicksal durch den Tod des geliebten Mannes meinem Herzen schlug. Abgeschieden von der Welt will ich die Tage meines Lebens in den stillen Mauern eines Klosters verbringen, allein mit meinem Seelenschmerz sollen nur die Wände der engen düste-

ren Klosterzelle meine Klagen um den gefallenen Helden von Engelsstadt hören."

Von Schmerz überwältigt, hielt die Jungfrau inne, ihr stilles Weinen ging in lautes Schluchzen über, sie war aufgelöst in Schmerz und weinte bitterlich. Voll aufrichtiger Theilnahme an dem Schmerze der Jungfrau ruhten die Blicke des greisen Klausners mitleidsvoll auf der vom Schicksal hart Geprüften. Auch an seiner Seele zogen dunkle Bilder der Erinnerung aus längst entschwundener Zeit vorüber, auch ihm hatte einst das volle Lebensglück gelächelt, ein prächtiges Schloß mit stolzen Zinnen und Thürmen, mit festen Mauern und herrlichen Gemächern voll orientalischer Pracht nannte er sein eigen, weithin das Land mit den wogenden Saatsfeldern, mit den dunklen Forsten und blühenden Ortschaften war sein ererbtes Eigenthum. Eine treue, liebende Gattin schaltete als Hausfrau in seiner Burg, zwei hoffnungsvolle Söhne waren die Freude der Eltern. Alles war verloren, untergegangen in der ruhelosen sturmbelegten Zeit; nichts war ihm geblieben von all dem, was er einst besessen, als die schmerzliche Erinnerung und der nie sterbende Gewissenswurm, welcher im gramgefolterten Herzen nagte.

„Beruhiget Euch, Regina,“ begann nach einer Pause der Klausner, „ich muß fort von hier, ernste Pflichten rufen mich, der Landmann und der Edelmann, der Bürger und der Handwerker, alle sollen sich vereinen zum Kampfe gegen das Schwedenheer, so ist es der Wille des Statthalters Klippel zu Freudenthal; Ihr habt in meiner Klausel vorläufig ein sicheres Versteck, auch Vorrat an Lebensmitteln, schließt die Läden der Fenster, verriegelt die Thüre von Innen und verhaltet Euch still ohne jedes Geräusch, bis ich zurückkehre.“

Der Alte vertauschte dann seine rauche Kutte mit dem Bergknappenkleide, steckte ein langes, scharf geschliffenes Dolchmesser in seinen Gürtel und drückte den breitkrämpigen Hut tief in die Stirne, dann griff

er nach dem starken knotigen Wanderstab, drückte dem Mädchen die Hand, während er den Schutz des Himmels über sie herabflehte und schritt dem Ausgange zu. Hier blieb er wie nachsinnend einen Augenblick stehen, dann wandte er sich noch einmal zu der Jungfrau, welche ihn mit bangen Blicken nachschaute.

„Regina“, begann er mit gedämpfter Stimme, „ich ziehe von dannen, mein Fuß überschreitet die Schwelle meiner Klausel, ohne zu wissen, ob ich jemals wiederkehren werde; wer von uns Sterblichen kennt das dunkle Geschick, was ihm nahe oder ferne ist, wer weiß den in geheimnisvolles Dunkel gehüllten Ratsschluß des allmächtigen Vaters im Himmel, welcher die Schicksale der Menschen lenkt; deshalb übernehmt von mir ein teures Kleinod, das einzige, was mir aus besseren Zeiten blieb, bis ich zurückkehre, bewahrt es gut und traget es verborgen in Euren Kleidern.“ Bei diesen Worten überreichte der Klausner der Jungfrau ein kleines von Silber gefertigtes Schmuckkästchen, welches wohl verwahrt in einem ledernen Futteral steckte, dann sagte er halblaut, als fürchte er von Jemand belauscht zu werden: „Hier lege ich all mein Hab und Gut in Eure Hand, achtet wohl darauf, und sollte ich niemehr wiederkehren in meine Klausel am Engelsberg, sollte mein hartgeprüftes Herz stille stehn, aufgelöst, umschlungen von des Todes eisiger Hand, dann soll dieses Kästchen und sein Inhalt Euer Eigentum sein.“ Noch ein leises „behüt Euch Gott“ kam über seine Lippen und der Alte verließ die Klausel.

Starr stand Regina da, das übernommene Kleinod an die Brust gedrückt, blickte sie dem davonschreitenden Klausner nach, bis dieser in der Ecke des Waldes im Gebüsch verschwunden war. Kaum waren die Fußtritte des alten Eremiten in der Ferne verhallt, so schloß Regina die Türe und schob den schweren eichenen Riegel vor, auch die starken Läden vor den Fenstern schob sie zu, nun drang kein Sonnenstrahl in ihr dunkles Versteck. Angst und Furcht im Herzen ließ sich Regina im hinteren Winkel des Gemaches nieder, lang-

jam wie die Schnecken schwand Stunde um Stunde dahin, fast dächte es der Jungfrau eine Ewigkeit, bis die Uhr wieder zum Stundenschlage ansholte. Jedes Geräusch macht sie bebend vor Schreck, selbst wenn der Wind rauschend durch die Baumwipfel fuhr oder ein Mäuschen eilig über den Fußboden des Gemaches lief. So verfloß allmählig der Tag, die Sonne sank dem dunklen Kamm des Hochgebirges immer näher, flüchtige, goldstrahlende Wölkchen schwammen im hellblauen Aether, die Riesenhäupter der Berge erglühten in den letzten Strahlen des scheidenden Tagesgestirns. In peinlicher Erwartung harrte Regina auf die Rückkehr des Eremiten. Sie öffnete leise und behutsam den Laden des einen Fensters und lauschte hinaus in die dämmernde Landschaft; alles war still, kein Laut des Lebens ließ sich aus der einsamen Höhe vernehmen, nur aus dem Tale drang ein dumpfes Geräusch, wie der Hufschlag vieler Kofse und das Gerassel von Waffen. Regina horchte gespannt nach der Gegend, aus welcher sich das Getöse vernehmen ließ, es schien von Engelsstadt her zu kommen und wurde immer deutlicher vernehmbar.

„Heilige Mutter Anna, hilf! Das scheint ein Reitertröf zu sein, welcher den Berg heraufgezogen kommt, sind es die Schweden, dann bin ich verloren,“ jammerte Regina und hielt sich zitternd, einer Dohnmacht nahe, am Fensterkreuz fest, um nicht umzusinken.

Wirre Stimmen, Waffengeklirre und lautes Gezohle tönnten durch die Luft und ein Schwarm schwedischer Reiter, voran Mertens und der rote Christof, stürmten auf die Annakirche los. Wuchtige Arthiebe zertrümmerten die Pforte des Kirchleins und mit betäubendem Geschrei drang die heutigierige Horde in das gottgeweihte Innere. Nun begann das wilde Zerstückungswerk. Bilder und Schnitzwerke wurden von den Wänden und Altären gerissen und auf das Steinpflaster des Fußbodens geschleudert. Der goldene Kelch, die Monstranze von Gold, reich mit Edelsteinen verziert, welche einst Graf Bernhard von Würben anläß-

lich eines seltenen Fundes von Edelmetall in dem Lazarusstollen zu Dürrseifen, dem Annakirchlein schenkte, waren den Schweden eine willkommene Beute. Auch die schweren silbernen Schmucksachen, mit welchen andächtige Verehrer der heiligen Mutter Anna ihr Bildnis geziert hatten, fielen als Raub den Schweden in die Hände. Dann erbrach man die Opferstöcke und entnahm aus denselben, was an Silber- und Kupfermünzen vorfindig war. Als man nichts mehr von Wert erspähen konnte, stürzten die verwilderten Krieger die Altäre um und zertrümmerten die Bildnisse der Heiligen mit teuflischer Zerstörungswut.

„Legt Feuer an und verbrennt die Gözenbilder samt ihrem Tempel!“ befahl Mertens den Soldaten, welche sogleich aus Werk gingen, um den Befehl zu vollziehen.

Da drängte sich der rote Christof zu dem Kommandanten und sagte: „Wartet noch mit dem Feuer, ich will Euch etwas erzählen, ehe die Kirche in Flammen aufgeht. Ihr sollt das Geheimnis eines Schatzes erfahren, wenn Ihr mir einen Anteil an der heutigen Beute versprecht.“

„Einen Anteil sollst Du haben, wenn das, was Du uns mitteilen willst, der Wahrheit entspricht“, entgegnete Mertens.

Die Soldaten, welche schon einen Haufen dürres Reisig aus dem nahen Walde in die Kirche geschafft hatten und Heiligenbilder, Schnitzwerke, selbst auch Altäre und Betstühle, übereinanderschichteten, um Feuer anzulegen, hielten auf Mertens Befehl mit dem Zerstörungswerk inne und der rote Christof begann: „Am die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschte auf der Herrschaft Freudenthal Johann von Würben, welcher den hiesigen Bergbau mit vollen Kräften förderte und großen Gewinnst aus den Bergwerken zu Dürrseifen zog, deshalb ließ er im Jahre 1556 Engelsstadt bedeutend vergrößern und erbaute auch anstatt der damals bestandenen hölzernen Kapelle dieses Kirchlein; hinter dem hohen Altare wurde nach seinem

Willen eine Gruft hergestellt, welche ihm nach seinem Ableben zur Ruhestätte dienen sollte. Wenige Jahre nachher starb der Ritter Johann von Würben und seine irdischen Ueberreste wurden mit großem Prunke und vieler Feierlichkeit in die hier befindliche Gruft bestattet; wie mein Großvater öfter als einmal erzählte, liegt der Ritter in voller Rüstung von Silber, der Knäuf seines Schwertes ist von Gold, in einem silbernen Sarg mit goldenen Zieraten; Rüstung und Sarg sollen einen Wert von vielen tausend Talern haben."

Kaum hatte der rote Christof die letzten Worte ausgesprochen, so erhob sich ein furchtbarer Tumult. Die Soldaten stürzten nach der bezeichneten Stelle, wo sich die Gruft befinden sollte.

"Zündet eine Fackel an, damit wir den Eingang finden," befahl Mertens.

"Ein Marmorstein, auf welchem ein Kreuz und ein Totenkopf eingehauen, verschließt die Gruft", schrie Christof unter die Soldaten.

Im nächsten Augenblicke brannte qualmend mit rotem Schein eine Pechfackel und erhellte den Raum hinter dem hohen Altar. „Hier ist der Stein! Hier ist der Eingang!“ riefen jauchzend vor Raubgier mehrere Stimmen.

„So hebt den Stein auf!“ befahl Mertens. Die Soldaten faßten die Marmorplatte, um dieselbe emporzuziehen, aber vergebens, der Stein ruhte fest in seinen Fugen und schien verkittet zu sein, er trockte jeder Kraftanstrengung.

„Verdamntes Hindernis, so soll mich doch der Teufel holen, wenn ich den verwünschten Stein nicht von der Stelle bringe!“ schrie ein starker wilder Kerl und rüttelte an den Stäben eines Fenstergitters, daß die außerhalb befindlichen Glasscheiben klirrten.

„Kommt hierher und helft!“ rief er den Anderen zu, welche noch immer aus Leibeskräften an dem Stein zogen. Bald packten ein Duzend kräftige Fäuste das Gitter, ein prasselndes Geräusch wurde vernehmbar und im nächsten Augenblick fiel das Gitter, aus dem

Mauerwerk gerissen, hell dröhnend herab auf das Pflaster der Kirche. Der riesige Soldat ergriff eine von den Eisenstangen.

„Dieser Hebel kann es tun“ nickte der Schwede und setzte mit seinen kräftigen Armen die Eisenstange zwischen die Fuge der Marmorplatte; nun griffen auch die Anderen an den Hebel, und den vereinten Kräften gelang es nach kurzer Anstrengung, den Stein zu lüften. Als bald wurde die Steinplatte unter lautem Jubel von den Soldaten emporgehoben und zur Seite geschoben. Eine dunkle Oeffnung, aus der Moderdunst aufstieg, gähnte der beutegierigen Bande entgegen, auch die ersten Stufen einer Treppe, welche in die Tiefe führte, wurden sichtbar.

„Pest und Hölle!“ schrieen die Soldaten, vor dem Modergeruche zurückweichend.

„Laßt das Totengewölbe zuvor ausdünsten“, sagte der rote Christof, dann leuchtet mit der Fackel her, ich will sehen, ob man den silbernen Sarg von hier aus gewahren kann.“

„Sinab denn! Nur hinab in die Gruft!“ gebot Mertens, „was steht Ihr da, wie erschrockene Geisterseher, rührt Euch Kerls, vorwärts, werft das Gerippe des Ritters heraus aus seiner wertvollen Umhüllung und dem kostbaren Kasten, poß Faustrohr und Hakenbüchse, er hat wahrlich schon lange genug darinnen gelegen und wird sich nicht widersehen, wenn ihr seine mürben Knochen aus dem metallenen Gehäuse schüttelt.“ Mertens lachte wild auf, dann entriß er einem der Soldaten die brennende Fackel und eilte voran, über die schmale Stiege in das Totengewölbe; ihm folgte der rote Christof und die übrigen Soldaten. Die Fackel erhellte das Grabgewölbe nur mit mattem Scheine, die Moderluft beklemmte die Brust und drohte die Leuchte zu verlöschen.

Aller Augen bohrten sich in die vom Dämmerlicht der qualmenden Fackel nur schwach erhellte Finsternis, wo die Umrisse eines riesigen Sarges sichtbar wurden,

welcher auf einem aus Steinen gemauerten Sockel ruhte.

Mertens zog seinen Säbel aus der Scheide und klopfte damit an die eine Seite des Sarges, es war Holz, welches er mit der Waffe berührte, mehrere vermoderte Theilchen lösten sich los und fielen auf den Fußboden herab.

„Zum Henker!“ rief Mertens, „wo ist denn der silberne Sarg? Das hier ist eitel faules Holz. Wenn Ihr, roter Christof, ein Narrenspiel mit uns zu treiben gedenkt, dann soll Euch der Satan holen und mein blankgezogener Säbel befördert Eure Höllenfahrt.“

„Nur sachte Freundchen und spart Guer unsinniges Geplausche“, versetzte der rote Christof mit hämischem Lachen, während er die Eisenstange von oben herabholte, mit welcher man die Gruft geöffnet hatte. Ein paar dumpfe Schläge dröhnten durch den unterirdischen Raum und in Stücke zertrümmert fiel der hölzerne Sarg zur Erde nieder. Ein lautes „Ah!“ entschlüpfte den Lippen der Umstehenden, silberglänzend spiegelten sich die Wände eines zweiten Sarges im Lichte der Fackel; das Holz hatte als äußere Hülle gedient.

„Halloh, Jungens!“ schrie mit voller, freudiger Ueberraschung Mertens, „herab mit dem Sarg, öffnet ihn, nur schnell ans Werk, Ihr Satansklerle, je früher wir die reiche Beute in Sicherheit bringen, um so besser ist es für uns.“

Die schwedischen Krieger rissen den Sarg vom Sockel herab und erbrachen den Deckel. Die irdischen Ueberreste des Ritters Johann von Würben waren von einer kostbaren, mit Gold und Juwelen verzierten, aus gediegenem Silber gefertigten Rüstung umhüllt. Der rote Christof stürzte den Sarg um, Gebeine und Rüstungsteile entfielen demselben und kollerten über den Fußboden des Gewölbes. Mit gieriger Hast sammelten die Soldaten die Schätze und warfen die Gebeine des Ritters zur Seite.

„Hm, hm“, so einen Fund laß ich mir gefallen“, sagte Mertens vor sich hin und starrte mit freundlichem Grinsen, seelenvergnügt den vor ihm liegenden Haufen edlen Metalles an, dann wandte er sich zum roten Christof: „Sollst von der heutigen Beute Deinen reichlichen Anteil haben, Bruderherz, so ein wackerer Kumpen ist meiner Freundschaft wert, Du bist so ein Teufelskerl wie ich, gib mir Deine Hand Kamerad, wir beide werden den Kaiserlichen und dem Statthalter Klippel noch manche heiße Stunde machen, morgen geht der Sturm auf Freudenthal los, da sind wir auch dabei und fällt die Stadt, dann gibt es Beute in Hülle und Fülle, auch Wein und schöne Weiber!“

Ueber das häßliche Angesicht des rothaarigen Bergknappen flog ein zufriedenes Lächeln, während seine Augen, auf die Beute gerichtet, voll Habgier glänzten. In einem Zeitraum von wenigen Minuten hatten die schwedischen Soldaten die Silberteile der Rüstung samt dem silbernen Sarg in die Kirche hinauf zu den übrigen Sachen gebracht und begannen nun, den gemachten Raub in mitgebrachte Säcke zu füllen und dieselben auf den Rücken eines Pferdes zu laden. Auch Mertens und der rote Christof verließen das Totengewölbe und stiegen in die Kirche empor, deren Inneres ein Bild greulicher Verwüstung bot.

„Macht Euch zum Abmarsch fertig“, befahl Mertens. „Und steckt zuvor die Kirche in Brand“, fügte der rote Christof bei. Die Soldaten schlenderten die brennende Fackel in den bereitliegenden Holzstoß, dann eilten sie, zum Rückzuge gerüstet, zu ihren Rossen.

Prasselnd und knisternd griff das Feuer um sich, bis eine helle Flammengarbe hoch auflodernd die Decke und das Dach des Kirchleins erreichte. Hochauf in die Lüfte schlug nun die Lohe und rötete den mit dunklen Wolken überzogenen Himmel.

„Abmarsch!“ kommandierte Mertens und der Zug setzte sich bei hellem Scheine der Feuerbrunst in Bewegung. Doch kaum waren die Schweden hundert Schritte vorwärts geritten, so blickte es im nahen Ge-

hölze auf und das Krachen von Flintenschüssen erfüllte die Luft. Zwei schwedische Soldaten stürzten tödlich getroffen von ihren Rossen.

„Hölle und Teufel! Vorwärts Kerls, vorwärts! Die Kaiserlichen haben uns eine Falle gestellt!“ wetterte Mertens, dem es um die reichliche Beute bangte. Die schwedischen Reiter gaben ihren Rossen die Sporen und flogen pfeilschnell den Abhang des Berges hinab; hier hemmte eine Schar kaiserlicher Reiter die wilde Flucht der Schweden.

„Ergebt Euch, oder wir hauen Euch in Stücke“, rief der kaiserliche Befehlshaber und ritt mit gezückter Waffe auf Mertens und den roten Christof los.

„Zurück! Zurück!“ schrie Mertens und riß sein Pferd mit dem Zügel herum, daß es sich hoch aufbäumte und nach hinten ausschlug. Die Anderen folgten seinem Beispiele. Nun begann ein wildes Jagen die steile Höhe des Engelsberges aufwärts, der brennenden Kirche zu; hinter den Schweden tobten die kaiserlichen Reiter und eine Abteilung Musketiere.

„Wartet Kerls, Euch will ich eine Denkmünze geben, daß Euch das Rauben und Plündern für ewige Zeiten vergehen wird!“ brüllte der kaiserliche Rittmeister Zirbs, welcher mit einer starken Abteilung Kaiserlicher von Freiwaldau herangezogen kam, um dem hartbedrängten Freudenthal hilfsreich beizustehen. Obwohl Mertens wie rasend über Stock und Stein dahin eilte, so verringerte sich doch der Raum zwischen ihm und den Kaiserlichen immer mehr. Die schwedischen Soldaten fielen unter den Säbelhieben der Kaiserlichen oder wurden gefangen genommen; nur der rote Christof, welcher das Ross mit den geraubten Schätzen am Zügel führte, befand sich noch an Mertens Seite. So hatte man das St. AnnaKirchlein wieder erreicht, an dessen Holzwerk die Flammen noch immer zehrten. Die brennenden Balken stürzten von Zeit zu Zeit von der Höhe des Mauerwerks in das mit Trümmern bereits angefüllte Innere herab, aus welchem jedesmal eine sprühende Funkengarbe emporwirbelte.

Unheimlich zeichneten sich die dunklen Umrisse des nahen Forstes, vom Feuerschein erhellt, hinter der brennenden Kirche ab.

„Nach dem Walde,“ ächzte Mertens, „des Forstes dunkle Schlupfwinkel sind das einzige, was uns noch retten kann.“

„Ha, jetzt erkenne ich den Kerl, das ist ja Mertens, warte Satan, heute will ich Dir's heimzahlen, das Maß Deiner Laster ist voll, meineidiger Deserteur!“ knirschte Zirbs hintendrein. Schon hatte der kaiserliche Rittmeister seinen Säbel zum tödlichen Hiebe nach Mertens Haupt geschwungen, da löste sich ein Sparren von dem brennenden Dach der Kirche und stürzte zur Erde. Mertens Kopf, von dem flammenden Balken getroffen, bäumte sich mit den Vorderfüßen hoch auf und überschlug sich nach rückwärts, den Reiter zu Boden schlendernd. Mit wildem Gejohle umringten die Kaiserlichen den Gefallenen.

„Stecht ihn tot! Haut ihn in Stücke!“ erscholl es aus dem Haufen der Krieger und todrohend blitzten die gezückten Waffen nach Mertens Brust.

„Halt! Zurück!“ befahl Zirbs, „mir allein geziemt es, über den Glenden zu richten.“

„Lebt an mir Erbarmen,“ heulte Mertens in Todesangst, „mich hat Gott gerichtet.“

„Ha, ha, ha!“ lachte Zirbs, „hast Du damals auch Erbarmen geübt, wie Du bei Reisse als kaiserlicher Offizier Deine Dir anvertrauten Soldaten um schnödes Sündengeld an die Dänen verkauftest. Du hast die sorglosen Krieger, zu welchen auch ich gehörte, in die vom Feinde gestellte Falle gelockt; gedenkst Du Glender noch an das fürchterliche Blutbad, als die Dänen unser Korps bis auf den letzten Mann niedermekelten, ich allein blieb übrig, meine Rettung gleicht einem Wunder; die göttliche Vorsehung erkor mich zum Werkzeuge, um Rache an Dir zu üben, fürchterliche Rache, für das Blut und Leben derer, die Deine Raub- und Habgier den Waffen der Dänen auslieferte.“

„Gnade! Erbarmen!“ flehte Mertens vor dem furchtbaren Ankläger seiner Lastertaten die Hände erhebend.

„Um Gnade und Erbarmen flehe Du nur zu Gott, vor dessen Richterstuhl Du diese Nacht noch erscheinen wirst!“ höhnte Zirbs. Darauf wandte er sich zu den Umstehenden und sagte: „Bindet ihm Hände und Füße, dann hängt den Schuft an das Fenstergitter der brennenden Kirche auf, dort in der Ecke des Turmes, wo die Glut verkohlter Brände noch helle Lohe schlägt!“ Mertens brüllte laut auf vor Todesangst, während einige Soldaten seine Hände und Füße fesselten. Einer der Krieger stieg zum Fenstergitter empor und befestigte einen mit einer Schlinge versehenen Strick.

„Seht ihn auf, er soll hängen!“ schrieten die Soldaten wild aufjauchzend durcheinander und ergriffen den im Angesicht des grauenvollen Todes bebenden Mertens, um ihm die Schlinge über den Kopf zu werfen.

„Wartet! Haltet ein!“ rief Zirbs, welcher vom Hofe gestiegen war und das Innere der nun bis auf das Mauerwerk niedergebrannten Kirche in Augenschein genommen hatte. „Da drinnen sehe ich etwas wie ein Kellergewölbe oder eine Totengruft, wir wollen zuerst nachsehen. Ha, ha, ha, da kommt mir ein herrlicher Gedanke. Jungens, räumt die Brände vor der Seitenpforte weg, ich will das Loch dort näher untersuchen, vielleicht, vielleicht! Ha, ha, ha, hi, hi! Das würde Spaß machen,“ lachte der alte, graubärtige Rittmeister. Die Soldaten zogen die noch glimmenden Balken zur Seite und bahnten einen Weg in die Kirche. Zirbs trat trotz des noch aufwirbelnden Rauches und der herrschenden Hitze zu der von den Schweden geöffneten und ausgeraubten Totengruft.

„Herrlich! herrlich!“ rief freudig grinsend der alte Haudegen, „ganz so wie ich es wünschte, her da mit dem Schurken und hinab mit ihm,“ befahl er den Soldaten, welche schnellfüßig seinen Befehl vollzogen.

Mertens wurde herbeigeschleift; vier kräftige Fäuste packten ihn, einen Moment schwebte der Körper des schwedischen Hauptmannes über der dunklen Oeffnung, dann stürzte er unter lautem Hohngelächter der Umstehenden hinab in das Totengewölbe.

„So, jetzt hast Du Deinen Lohn! Vaterlandsverräter, Deserteur, Mörder und Kirchenträuber!“ schrie Zirbs in die Gruft. „Ich hatte Dir Rache geschworen, furchtbare Rache! Der Tag der Vergeltung ist heute gekommen. Wünsche gute Unterhaltung da unten mit den Beingerippen der Toten, mit Ratten und Mäusen; Du siehst das goldene Tageslicht nie wieder, gedulde Dich da unten, bis Dich die Posaune des jüngsten Gerichtes ruft und der Engel der Auferstehung den Stein von dieser Gruft hebt,“ höhnte der Rittmeister, während die Soldaten mit vieler Kraftanstrengung die schwere Steinplatte über den Eingang wälzten. „Hallo Jungens, jetzt geht dazu, daß wir von der Stelle kommen, der Statthalter Klippel erwartet uns mit Sehnsucht, er soll stark in der Klemme sein und sich kaum mehr halten können, wir müssen vor Tagesgrauen noch vor Freudenthal eintreffen; es wird heute eine harte Arbeit geben und heiß hergehen, auch dürftest es mehr als üblich blutige Köpfe sehen, deshalb spuetet Euch Jungens, frisch, vorwärts!“ rief Zirbs und strich sich mit der Rechten über den grauen Schnurr- und Knebelbart.

In wenigen Minuten saßen die kaiserlichen Reiter marschbereit auf ihren Rossen und harrten auf das Signal zum Abmarsche. Da wurden laute Hilferufe einer weiblichen Stimme, dazwischen rohes Fluchen und wildes Geschrei vernehmbar. Ein Schuß frachte im dunklen Hintergrunde des Waldsaumes, wo sich die Musketierte gelagert hatten, während Zirbs mit seinen Reitern den Racheakt an Mertens vollzog.

„Sind denn heute alle Teufel aus der Hölle defertiert!“ wetterte der Rittmeister und eilte zur Stelle, wo der Lärm ertönte. Da sah er im Halbdunkel, wie vier oder fünf Musketierte eine weibliche Gestalt zu

überwältigen suchten. Einer der Soldaten schien verwundet zu sein, denn ein dunkler Blutstreifen rann ihm von der Stirne über das Gesicht. „Was soll dieser Spud!“ Seid Ihr toll, Kerle! Laßt sogleich die Dirne los, Millionen Schok Kartätschen! raufen sich da die Satansracker mit den Bauerndirnen herum, anstatt die Ohren zu spizen, wenn ich Abmarsch kommandiere“, tobte Zirbs und hieb mit der flachen Klinge auf die mit der Jungfrau ringenden Soldaten ein, daß dieselben laut heulend zur Seite sprangen. „Ist denn alle Ehrbarkeit und Manneszucht im kaiserlichen Heere gewichen“, eiferte, in Jähzorn versetzt, Zirbs weiter. „Habe ich es, Ihr Kerls, nicht anbefohlen, als ich das Kommando über Euch erhielt, daß keiner, bei Todesstrafe, weder Plündern noch Gewalttaten üben soll, dafür Sorge ich, daß jeder seinen Sold richtig erhält. Die arme Bevölkerung leidet genug durch den schwedischen Feind, und ich dulde nicht, daß es heißen solle, die Soldaten des alten Zirbs haben ärger gehaust, als die Schweden. Hol' Euch der Teufel! Welcher hat das Spektakel angestiftet? Er soll totgeschossen werden.“

„Mit Verlaub, Herr Rittmeister“, hub einer der Soldaten an.

„Nichts mit Verlaub, her da, niederknien, totgeschossen wird er!“ fiel Zirbs streuge dazwischen.

„Aber die Dirne ist doch eine Hexe“, ließ sich die Stimme des Soldaten wieder vernehmen.

„Eine Hexe, hm, wer sagte Euch das!“ erwiderte Zirbs und seine Stimme klang schon milder.

Schüchtern trat der Soldat einige Schritte vor und begann: „Als Ihr so im wilden Galopp vorher dem schwedischen Hauptmann nachgestürmt seid, um denselben habhaft zu werden, zogen wir Musketiere mit den gefangenen schwedischen Reitern, welche lebend in unsere Hände fielen, gemächlich hinten nach, da erblickten wir beim Feuerschein der brennenden Kirche hier am Waldessaume eine alte Hütte; ich klopfte, um zu sehen, ob das Nest bewohnt ist, an die Türe. Niemand rührt sich, ich klopfte stärker, alles bleibt still, ich

floppe dann so heftig, daß sich die morsche Pforte aus ihren Angeln löst und polternd ins Innere fällt, da vernähme ich aus der Hütte einen dumpfen Schreckensruf. Hallo, denke ich, wer mag das sein, das wollen wir sehen; wir zünden eine Fackel an und dringen vier Mann hoch mutig in die Hütte.“

„Hölle und Teufel! Daß Euch der Henker hole, verdammtes Galgengefindel, respektiert man so meine Befehle, daß man die Türen einschlägt und gewaltsam in das Innere der Hütten dringt, während ich mich mit dem gottvergessenen Mertens herumbalgte, wartet nur, ich will Euch mit Pulver und Blei Gehorsam lehren,“ wetterte Zirbs, dann fuhr er fort: „Was geschah weiter, erzähle Schlingel.“

Mit der Furcht bebender Stimme begann der Soldat wieder: „In einem Winkel zusammengekauert hockte diese Teufelsdirne, ich streckte meine Hände nach ihr aus, um sie emporzuziehen, da blitzte es hell auf vor meinen Augen, ein Schuß krachte und die Kugel streifte meine Stirne; seht, noch rinnt Blut über mein Angesicht. Ich wurde wütend vor Schmerz und Zorn, packte das verdächtige Geschöpf am Arm und entreißte ihr die noch rauchende Pistole, sie leistet mir Widerstand und zückt einen Dolch nach meiner Brust, aber ich halte ihre zum Stoß gehobene Rechte fest und schleppe das Hexenweib aus der Hütte ins Freie. Plötzlich ruft einer von den schwedischen Reitern, die wir hier gefangen in unserer Mitte halten, das ist ja die Hexe, welche unserem Hauptmann von Felsheim den Wahnsinn ins Gehirn zauberte, daß er, wie vom Bösen besessen, durch das Lager bei Engelsstadt tobte. Seitdem habe ihn Niemand mehr gesehen, obwohl bereits drei Tage verflossen sind.“

Der Musketier schwieg und seine Blicke hafteten ängstlich auf der strammen Gestalt des alten Rittmeisters. Dieser zog die buschigen Augenbrauen zusammen, dann begann er: „Ihr seid allesamt Schwere- nörter, welche es verdienen, mit Ruten gepeitscht zu werden. An Dir sollte ich ein Exempel geben“, wandte

er sich zu dem, welcher zuvor gesprochen hatte. „Was icherte Dich diese Hütte und ihre Bewohnerin? Du hast nach Vente gespäht, folglich den Tod verdient. Fünf Mann vor, Ihr schießt. Auf die Knie mit Dir, bete ein Vater unser!“

„Gnade! Gnade!“ stammelte der Soldat in Todesangst.

„Was soll man tun!“ sagte nachdenklich Zirbs, „der langwierige Krieg verrohet die Gemüter, verdirbt die Sitten und lockert bei dem Kriegsvolk den Gehorsam, ich will Gnade statt Recht an Dir üben, Bursche, laß Dir's aber zur Warnung sein.“ Der Soldat dankte halblaut und zog sich eilig hinter die Andern zurück.

Zitternd stand Regina vor dem kaiserlichen Rittmeister, welcher sie mit scharfen Blicken prüfte. „Ist diese Hütte Euer Eigenthum?“ fragte er in schneidigem Tone.

„Nein, sie diente mir nur als Zufluchtsstätte,“ erwiderte bescheiden die Jungfrau, dann erzählte sie offenherzig dem Rittmeister Alles, was sie in den letzten Tagen erlebt und gelitten hatte.

Voll inniger Theilnahme lauschte Zirbs den Worten der Jungfrau. Dann ergriff er ihre Hand und sagte mit weicher Stimme: „Ich nehme Euch, unglückliches Kind, in meinen Schutz, zieht mit mir, ich will alles tun, um Euren Vater auszuforschen, um Euch wieder in seine Arme zu geleiten.“ Er hob das Mädchen mit kräftigen Armen auf sein Ross, das Signal zum Abmarsch erscholl und die Kriegerschar zog langsam dem Tale zu.

* * *

Furchtbare Zeiten harter Prüfung und schweren Schicksals waren über das ehemals so blühende Freudenthal hereingebrochen. Die damals wohlbefestigte Stadt war vom Feinde belagert, Handel und Gewerbe der durch die lange Kriegszeit ohnehin verarmten Einwohner hatte vollends gänzlich aufgehört und so

tauchte gar bald das blasse Gespenst des Hungers in der Wohnung des Handwerkers sowie des Bürgers auf. Schon seit zwei Tagen brüllte der Donner der schwedischen Kanonen, deren Geschosse den Mauern und Festungswerken argen Schaden zufügten. Mit großer Mühe und unter steter Gefahr arbeiteten Bürger und Soldaten, um die von den Kugeln der Belagerer entstandenen Schäden wieder auszubessern. Auf dem Gang der Stadtmauer hatte der Statthalter des Deutschen Ritterordens, Georg Wilhelm von Elfershausen, genannt Klippel, welcher als kaiserlicher General-Feldwachtmeister die Stadt verteidigte, einige Batterien schwerer Geschütze aufführen lassen, auch eine bedeutende Anzahl Kartäunen befanden sich auf den Festungswerken und so gelang es den Belagerten, den ersten Ansturm der Schweden mit großer Mühe und unter furchtbaren Verlusten an Blut und Leben zurückzuschlagen.

In der Stadt selbst aber herrschten trostlose Zerwürfnisse und Feindseligkeiten, der böse Geist des Unfriedens hatte sich zwischen die kaiserlichen Krieger und die Bürgerschaft gedrängt. Monatelang waren die Soldaten trotz allen Tröstungen und Versprechungen ohne Sold geblieben und so begannen sie nun die Häuser der ohnedies verarmten Bürger zu plündern; dabei kam es oft zu schrecklichen Austritten zwischen den Soldaten und der Bürgerschaft und zur offenen Feindschaft zwischen dem Statthalter und den Rathsherren. Jemehr der Hader und die Zwietracht emporwucherten, umso tiefer sank der Mut der Verteidiger und wuchs die Macht des vor den Thoren liegenden Feindes, welcher sich bereits wieder zum neuen Sturme rüstete.

Ohne Unterbrechung spieen die Feuerflünde der mächtigen Mörser und Feldstücke der Belagerer Tod und Verderben in die Häuser und Festungswerke der belagerten Stadt. Die Rauchsäulen einzelner in Brandgeratener Gebäude wirbelten durch die Luft und verhüllten wie mit einem aschgrauen Schleier die letzten

Strahlen der sich zum Untergange neigenden Sonne. Die Nacht senkte allmählich ihre Schatten auf die blutgetränkte Erde, aber in den von wilder Mord- und Kampfeslust erfüllten Herzen der um Leben und Tod ringenden Völker fand der Engel der Ruhe und des Friedens keinen Einlaß. Mit dem Einbruche der Dunkelheit verminderte sich das Feuer der schwedischen Geschütze und ließ endlich ganz nach; auch auf den Wällen und Mauern der Stadt wurde es ruhiger und der Kanonendonner verstummte. Es war die Stille vor dem Sturm, der beginnenden Schreckensnacht von Freudenthal.

In der geräumigen Stube eines altertümlichen, weitläufigen Gebäudes mit hohen, spitzen Giebeln am Kirchenplatz schritt Meister Just, der Goldschmied, mit langen, gemessenen Schritten auf und nieder, während auf der roh gezimmerten Holzbank am großen Feuerherd ein junges Mädchen hockte, welches damit beschäftigt war, Kienspäne in einen eisernen Feuerkorb zu werfen, die zur Flamme angefaßt, hell aufloderten und das düstere Gemach mit unsicherem Lichte erhellten. Stillschweigend war Meister Just mehrmals an dem Mädchen vorübergeschritten, dann hemmte er, wie aus tiefem Sinnen erwacht, plötzlich seine Schritte und blickte starr und finster die schlanke Gestalt der Jungfrau an, deren bildschönes Antlitz von blonden Locken umrahmt, vom Scheine der flackernden Leuchte erhellt, voll ängstlicher Erwartung an den düsteren Zügen des Meisters hing.

„Höre Agnes,“ begann dumpf Meister Just, „die falsche Macht, die Dein kindlich gutes Herz mit trügerischem Schein befangen hält, das tückische Lustgespinnst, welches Dich geblendet, daß Du nicht achtest auf Vernunft und Sitte, muß gebrochen werden; verschließe Dein empfänglich Herz dem Flüsterton wilder, unbezähmbarer Leidenschaft, banne ihn aus Deiner Nähe, den Dämon, welche seine schändliche Gestalt mit der Maske geheuchelter Tugend verhüllt, laß das mahnende Vaterwort nicht ungehört an Dir verloren

gehen, breche ab mit diesem zweifelhaften Helden, welcher es verstanden, Dir Dein Herz und mir meinen Frieden zu rauben; löse Dein unseliges Verhältnis mit dem kaiserlichen Obristen Friedrich v. Heinau."

„Vater! Mein Vater!“ rief das junge Mädchen, „Du irrst, Friedrich ist edel und gut, sein Herz ist rein von Falschheit und Tücke, lerne ihn erst kennen, ehe Dein hartes Urteil den edelsten der Männer trifft.“

„Schweige, ungeratenes Kind! Deine Worte hat der Wahn blinder Leidenschaft geboren!“ rief hastig erregt Meister Just. „Und wenn jetzt ein Engel vom Himmel niederstiege und mir verkünden wollte, daß der Obrist Heinau, dessen Krieger bar jeder Manneszucht in die Häuser der ehrbaren Bürger dringen, um das letzte, was uns noch in dieser Schreckenszeit geblieben, vollends zu rauben, ein edler Mann sei, ich würde ihm keinen Glauben schenken; Kriegsnot, Hunger, Pest und Tod umlauern uns, keine Minute sichert uns vor Plünderung und Raub, welche diejenigen üben, die uns nach Recht und Gesetz schützen sollten; alle Winkel meines Hauses, in welchem einst der Wohlstand wohnte, sind leer, kaum haben wir noch des Leibes dürstige Nahrung, und nun, o Schmach! raubt man mir noch das Herz meines Kindes mit frecher Willkür, bei Gott, wer soll das ertragen, wo finde ich Trost und Hilfe in diesen fürchterlichen Tagen der Not!“ Er hielt tiefbewegt inne und sank auf einen der plumpen Holzjessel im dunklen Hintergrunde der Stube.

„Bergib Vater! Sei nicht hart gegen Dein Kind! Ich flehe zu Dir, Vater, wie ein Kind fleht, in dessen Herzen die heilige Flamme der Elternliebe glüht,“ ließ sich die sanfte Stimme der Jungfrau vernehmen.

Der Goldschmied sprang von seinem Sitz empor und schloß voll Zärtlichkeit seine Tochter in die Arme. „Agnes, mein Kleinod, das einzige, was mir geblieben, komm an mein von Schmerz und Kummer durchwühltes Herz, Du Ebenbild Deiner im Tode verklärten Mutter, sprich es aus das inhaltschwere Wort der



Entsagung, zerreiß das Band, mit welchem ein wohl-
 lüstiger Tyrann Dein unverdorbenes Herz umschlun-
 gen hält! Alles will ich verlieren, nur Dich nicht, Du
 einziger Lichtstrahl auf meinem dornenvollen, immer
 dunkler werdenden Lebenspfad!“

„Vater, ich vermag es nicht!“ stöhnte Agnes in
 tiefster Seelenqual, das wunderschöne Antlitz zu ihm
 erhebend, „eine unbezwingbare Macht zieht mich zu
 ihm; gibt es denn keine Versöhnung zwischen Dir und
 Friedrich, ist Dein sonst so weiches und warmes Herz
 zu kaltem Eisen erstarrt, unzugänglich meinem Flehen,
 unempfindlich für den Jammer und die Tränen Dei-
 nes Kindes; vor Deine Füße werf' ich mich in Demut
 und flehe zu Dir: Vater! reiß mein Herz nicht los von
 dem seinen, das mir in treuer Liebe entgegenschlägt,
 senke nicht den Stein des Todes in meine Seele, raube
 mir nicht das belebende Sonnenlicht seiner Liebe, ohne
 welches ich verkümmern müßte, wie eine im dunklen
 Keller schossende Pflanze.“

Bläß und starr wie ein Marmorbild stand der
 Goldschmied einen Moment, dann flammte es wild in
 seinen Augen auf, mit kräftigem Arm schleuderte er
 sein Kind zur Seite und rief mit wutbebender
 Stimme: „So ziehe Deinem Ritter wie eine Abenteu-
 erin, wie eine verkommene Dirne seinem wilden
 Trosse nach, Verlorene! Reiß' Dich los vom Herzen
 Deines Vaters, dem Du zur Schande geboren, dessen
 Fluch Dir folgen wird auf der Irrfahrt Deines künf-
 tigen Lebens voll Scham und Schande, während mein
 Dasein untergeht in diesen schrecklich tobenden Stür-
 men. Und dann, wenn er Deiner überdrüssig, Dich zur
 Seite wirft wie ein fadens, abgenütztes Spielzeug,
 dann bleibst Du zurück als arme, verblendete Löwin,
 als die verstoßene Sklavin seiner Wollust. Dann kannst
 Du Deiner Wege ziehen, und er zieht die seinen, wer
 hindert ihn!? Wo gilt jetzt noch Recht und Mannes-
 wort in unseren Tagen; kennst Du des Kriegers
 Brauch und wilde Sitten? Rauben, Plündern, wo was
 zu nehmen ist, Gold, Juwelen, Wein und schöne Wei-

ber ist das Feldgeschrei. Ha! es schwinden meine Sinne, wenn ich mich der letzten Tage erinnere, welchen bitteren Kelch der Leiden mußte ich leeren bis auf den letzten Tropfen; die zuchtlosen, verwilderten Krieger drangen in meine Werkstatt, alles wurde mir genommen, von der kostbaren Goldkette bis zum kleinsten Silberreif, alles fiel den Plünderern zum Opfer; ärger kann der Schwede unmöglich hausen. Und als ich im gerechten Zorn ob solcher Schmach, wie man mein Hab und Gut mir raubte, den Segen jahrelangen, mühevollen Strebens, mit meinem Dolch das Räuberpack bedrohte, da führte man mich als Rebellen, als Friedensstörer vor den Statthalter, und nur den Bitten meiner Freunde habe ich es zu verdanken, daß mein Haupt nicht unter dem Beile des Henkers fiel.“

„Auch Friedrich sprach zu Deinen Gunsten, auch ihm bist Du zu Dank verpflichtet,“ sagte halblaut Agnes.

„Ruhig! Kein Wort weiter von Deinen Lippen will ich hören, wir sind fertig, geh, verlaß mich!“ klang es rauh und der Goldschmied wandte sein schmerz-durchfurchtes Angesicht ab von seiner Tochter.

„Vater, ich kann nicht entfremdet von Dir scheiden, erhelle Deinen düsteren Blick, sei gütig, Vater!“ flehte das Mädchen und helle Tränentropfen zitterten an ihren Wimpern.

Rasch wandte sich der Goldschmied nach ihr, aber noch ehe sich sein Mund zur Rede öffnete, wurde mit großem Geräusch die Thür aufgestoßen und die Gestalt eines kleinen, untersehten Mannes in grünem Wams, das Haupt mit einem breitkrämpigen Hute bedeckt, welchen eine Reiherfeder zierte, erschien auf der Schwelle. „Gott zum Gruß und hier meine Hand, Meister Just!“ begann der Eintretende, auf den Goldschmied zuschreitend, dann fuhr er fort: „Die wohlweisen und gestrengen Herren Räte und der Herr Bürgermeister Zielg übersenden Euch ihre Grüße mit der Bitte, ob Ihr als Rathherr gestatten würdet, eine kurze Sitzung des hochlöblichen und weisen Rates

unserer Stadt in Eurem Hause abzuhalten, es handelt sich um hochwichtige Dinge und das Rathhaus ist von den schwedischen Kugeln hart mitgenommen. Der Ratsaal droht mit dem Einsturze."

Ich werde es mir zur großen Ehre rechnen, den wohlweisen Rat in den Mauern meines Hauses zu begrüßen," erwiderte der Goldschmied. „Geht, eilt! bietet den Herren meinen Gruß und sagt, mein Haus stehe ihnen zu jeder Stunde offen und sie sollen bei mir stets willkommen sein."

Der Ratsdiener verließ mit raschem Schritt die Stube, während Just seiner Tochter mit barschem Tone befahl, ihre Schlafkammer aufzusuchen. Dann schob er die große eichene Tafel in die Mitte des Gemaches und stellte die schweren Holzstühle um dieselbe. Auch zwei Wachskerzen auf silbernen Leuchtern, die letzten, welche ihm die Soldaten gelassen, stellte er auf die Tafel und erwartete die Ankunft der Ratsherren.

Dieselben ließen nicht lange auf sich warten. Langsamem bedächtigen Schrittes traten sie, voran der Bürgermeister Zielg, dann der Stadtsyndikus Groß und der Senator Schilder mit den übrigen Ratsherren in die Stube. Nach dem üblichen Gruß schritt der Bürgermeister, eine hohe, stattliche Gestalt, auf den Goldschmied zu, und ihm die Hand reichend sagte er: „Wer von uns hätte es in unserer Stadt Freudenthal jemals geahnt, daß eine Zeit kommen würde, wo die Väter der Stadt froh sein müssen, zu ihrer Ratsitzung ein Plätzchen in der Wohnung ihres Mitbürgers zu finden? Im Namen des versammelten Rates danke ich Euch, Hans Just, für die Aufnahme in Eurem Haus."

„Seid mir vom ganzen Herzen willkommen, Ihr edlen Herren, betrachte jeder von heute mein Haus, welches bis jetzt von den feindlichen Kugeln verschont blieb, als das seinige."

Oben an der Tafel nahm mit ernstem, feierlichen Gesichte der Bürgermeister Platz, ihm zur Rechten der Senator und zur Linken der Syndikus. Die übrigen vollzählig erschienenen Räte ließen sich auf die vorhan-

benen Sitze um die Tafel nieder. Lautlose, erwartungsvolle Stille herrschte unter den Anwesenden.

„Hochweise Herren, verehrte Freunde!“ hub mit wohlvernehmbarer, weithin schallender Stimme der Bürgermeister an, „der Grund und die Ursache, warum ich Euch jetzt zur ungewöhnlichen Stunde, wo sich bereits die Schatten der Nacht über unsere Gegend lagern, zur Rathsitzung rufen ließ, dürfte Euch nicht mehr als Geheimnis gelten, denn es handelt sich um die Fassung des Beschlusses: „Soll unsere Stadt angesichts der herrschenden unseligen Zustände, welche jedes wahre Bürgerherz mit Gram und Kummer erfüllen, noch länger der Belagerung und dem Sturme des Feindes Troß bieten, oder entschließen wir uns zur Uebergabe an den schwedischen Feldherrn mit der Bedingung: Gut und Leben der Bürger zu schonen?“

„Was nützen unsere Beschlüsse und was gilt unser wohlgemeinter Rath,“ jagte ernst der Senator, „beide zerschellen wie Wogenschaum an der Felswand, an dem eisernen Willen des Statthalters Klippel. Er und seine Umgebung wollen nichts von einer Verhandlung mit Torstensohn wissen, und wenn sich nicht Gott unser erbarmt, dann ist der Tod unser sicheres Los.“

„Was können wir uns um den Statthalter und seinen Troß kümmern, wenn die ganze Stadt dem Verderben entgegensteht! Zerstören die feindlichen Geschosse doch unsere Häuser und die Rauchsäulen der Feuersbrünste steigen Tag und Nacht gegen Himmel! Hab und Gut unserer Einwohner hat die lange, unglückselige Kriegszeit längst verschlungen und das Letzte, was uns noch verblieben war, fiel den Plünderungen der eigenen Krieger zum Opfer,“ sprach einer von den Räten.

„Ich habe dem Statthalter unsere heutige Versammlung kundgemacht, ihm auch den Wunsch bekannt gegeben, daß es dem Räte angenehm wäre, wenn er mitsamt seinen Offizieren hier erscheinen möchte, um den Willen und die Gesinnung der Bürger kennen zu lernen,“ sagte der Bürgermeister.

„Wenn es der Statthalter aber nicht der Mühe wert findet, in unserer Mitte zu erscheinen, um unsere Wünsche und Ratschläge zu hören,“ bemerkte der Zunftmeister der Tuchmacherzunft.

„Dann wird gegen seinen Willen die weiße Fahne bei Tagesanbruch am Rathhausturme aufgehißt,“ fiel Just, der Goldschmied, hitzig dazwischen, „durch längeren Troß und Widerstand den Schweden gegenüber verschlimmern wir nur unser Los. Entschließen wir uns zur raschen That, ehe die Stadt vollends zum rauchenden Trümmerhaufen wird, öffnet die Tore und der Feind soll seinen Einzug halten, ärger können die schwedischen Kriegsknechte auch nicht haufen, als die Soldaten des Statthalters, und was gäbe es noch zu nehmen? Nichts, als das nackte Leben der Bewohner, und dieses wird uns Torstensohn schützen, wenn wir ihm die Mühe eines blutigen Ansturmes ersparen.“

„Euer Rat ist gut, Meister Just,“ ließen sich mehrere von den Anwesenden vernehmen, während die anderen finster schweigend vor sich hinblickten. Im nächsten Augenblick wurden schwere, sporenklirrende Schritte vor dem Hause vernehmbar, die Thüre öffnete sich und die Hünengestalt eines kaiserlichen Offiziers wurde sichtbar.

„Der Statthalter!“ erscholl es aus dem Kreise der Räte wie aus einem Munde. Klippel schritt auf die versammelten Stadtväter zu, während die beiden Offiziere, welche nach ihm in die Stube traten, am Eingange stehen blieben.

„Gott zum Gruß, verehrte Herren!“ begann Klippel, ohne von dem ihm angebotenen Sitz Gebrauch zu machen.

„Nicht vieler Worte bedarf es“, erwiderte der Bürgermeister. „Ihr wagt es nicht, dem Feinde eine Schlacht anzubieten und wir vermögen es nicht länger, die Leiden und Unbilden der Belagerung zu ertragen, so haben wir uns aus dieser Klemme einen Ausweg gesucht und beschloßen, mit Torstensohn wegen Uebergabe der Stadt zu unterhandeln, zuvor aber

Guer Bestrengen von unserem Beschluß in Kenntniß zu setzen."

"Seid Ihr von Sinnen! Seid Ihr toll, meine Herren!" schrie Klippel und sprang entsetzt einige Schritte zurück, dann trat er dicht an den Bürgermeister und sprach mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Bürger! Ich hatte gehofft, an Euch echte und rechte Bundesgenossen zu finden, nun sehe ich aber in viel zu später Stunde, daß all mein Denken und Hoffen nichts als eitler Trug und Täuschung ist. Ich habe mich verrechnet! Verrechnet an Eurem Mut, getäuscht an Eurer Treue! Aber ich schwöre es Euch, so lange warmes Lebensblut durch meine Adern rollt, kommt kein Schwede in die Mauern dieser Stadt, lieber wäre mir der Tod als eine demütigende, schmachliche Uebergabe.“

„Wie, Ihr wagt es, den ehrsamem Rat und die Bürger dieser Stadt der Feigheit und Untreue zu beschuldigen, ehe wir das noch leiden!“ — brauste der Bürgermeister auf und die ganze Versammlung erhob sich von ihren Sitzen.

„Halt! Keine Szene jetzt, das bringt nur Unheil“, erscholl eine helle, wohlklingende Stimme und einer der beiden Offiziere, welche mit dem Statthalter erschienen waren, trat der Versammlung näher. „Indem wir uns entzweien und zanken, gewinnt der Schwede. Fort mit dem Parteigeist! Wir wollen in Eintracht Hand in Hand mit einander gehen, deshalb Friede unter uns und Eintracht, alles andere wird sich finden.“

„Ihr habt das wahre Wort gesprochen, Herr Obrist von Heinau, Friede und Eintracht im Angesichte der Noth sollte unter uns herrschen“, sagte verächtlich der Bürgermeister und reichte dem jungen Krieger die Hand.

„Was nützen alle diese gleisnerischen Reden, Eure Thaten beweisen das Gegenteil“, fiel Just, der Goldschmied, ein. „Wenn es Euch beliebt, Eure Kriegsfrechte in die Häuser der Bürger auf Raub und Plün-

derung zu schicken, wenn es Euch weiter beliebt, mit ehrbaren Bürgerstöcktern ein heimtückisch Liebespiel zu treiben und den armen Kindern die Köpfelein zu verrücken, daß sie wie vom Bösen besessen, des Vaters ernstes Mahnungswort nicht hören, wer schafft da den Unfrieden in der Stadt? Ihr allein tragt die schwere Schuld!"

Das männlich schöne Antlitz des Obristen Friedrich von Heinau war während den anklagenden Worten des Goldschmiedes leichenbläß geworden, aus seinen dunklen Augen blickte es drohend und unwillkürlich griff seine Rechte nach dem Degengefäß.

„Hätte ich nicht an Euch, Meister Just, den Vater meiner Agnes vor mir, jenes Mädchen, die schlank wie eine Palme, blondhaarig wie Sonnenschein und schön wie eine Fee, der reinsten Liebe jengenden Strahlen in mein durch den endlosen Krieg verödetes Herz warf, ich würde Eurer Rede Schmach furchtbar rächen,“ sagte der Obrist dumpf.

Wie, Ihr wagt es, mir diese Worte höhrend ins Gesicht zu sagen!“ brauste der Goldschmied mit zornig rotem Antlitz auf. „Schändlicher Verführer! Wage es nie wieder, die Schwelle meines Hauses zu überschreiten!“

„Aber um Gott und aller Heiligen Willen! Was soll der Hader, mit dem wir die kostbare Zeit vergeuden,“ sagte in bittendem Tone der Bürgermeister. „Laßt Euren Groll ruhen und beraten wir als Diener einer gemeinsamen Sache, was uns zum Nutzen und Heil noch dienen kann, ehe es zu spät wird.“

„Diese Ansicht theile ich auch,“ bemerkte finster der Statthalter. „Ich bin mit Euren Offizieren nicht deshalb bei Euch erschienen, um mir von Euch den Bubenstreich einer Kotte ventegieriger Soldaten zur Last legen zu lassen oder die Liebeshändel meiner Offiziere mit anzuhören, sondern ich bin auf Wunsch des Bürgermeisters erschienen, mit Euch zu beraten, was geschehen soll, um den Feind vor Freudenthal zu vertreiben. Hört mich an! Damit Ihr seht, meine Herren,

daß ich es aufrichtig meine, will ich Euch die Gründe nennen, weshalb ich keinen Ausfall wagen darf. Ich habe Alles in Allem fünfhundert Reiter und tausend Mann Fußvolk, während Torstensohn über eine Streitmacht von fünf- bis sechstausend Mann verfügt; rücken wir nun aus und werden geschlagen, dann ist das Schicksal unserer Stadt entschieden, der Schwede verwandelt dieselbe ebenso in einen rauchenden Trümmerhaufen wie das unglückliche Städtchen Engelsstadt; von den Schweden Gnade und Erbarmen zu hoffen, wäre blöder Wahn. Gnade und Erbarmen kennen die verrohten Kriegsvölker nicht, alle Manneszucht ist gelockert und wenn es auch der Feldherr nicht will, so tun es doch die Soldaten.“

„So sind wir verloren, dringt der Feind herein. O Gott, wie retten wir unser Leben, unser letztes Hab und Gut!“ erscholl es jammernd.

„Laßt das Jammeru, es nützt Euch ja nichts“, fuhr Klippel fort, „denn wenn Klagen Mauern wären, könnten wir mit leichter Mühe einer ganzen Armee Troß bieten. Nun frage ich, wie viel Mann vermag die Bürgerschaft dem Feinde entgegen auf die Mauern und Wälle zu stellen?“

„Drei Fähnlein, jedes zu zweihundert Mann“ sagte der Bürgermeister hastig, zwei Fähnlein stellen die Zünfte und ein Fähnlein die übrige Bürgerschaft.“

„Gut!“ rief Klippel, meine fünfzehnhundert Mann und Eure sechshundert geben eine Streitmacht von zweitausend und einhundert Mann. Die Zeit drängt, Herr Bürgermeister, sammelt Eure Fähnlein und besetzt damit die Olmücker Vorstadt, wo die Mauern und Wälle doppelt stark einem Ansturm länger zu trohen vermögen, ich dagegen werfe mich mit meinem gesamten Kriegsvolk in die Meißner Vorstadt, welche am meisten bedroht und am wenigsten besetzt ist. Auf diese Art und Weise wollen wir durch einträchtiges Zusammenwirken den Angriffen des Feindes so lange trohen, bis uns die erwartete Hilfe von außen kommt, denn der alte Zirbs, welcher uns von Freiwaldau her-

zu Hilfe eilt, wo er die Schweden total geschlagen und vertrieben hat, kann mit seinem Korps zu jeder Stunde hier eintreffen; auch auf den alten Klausner vom Engelsberg hoffe ich. Er war es, welcher bei Nacht und Graus dem Feinde voran zu mir eilte, um mir von der drohenden Gefahr Nachricht zu bringen, damit ich noch zu rechter Zeit Vorkehrungen treffen konnte. Ihm danken wir es, daß sich Freudenthal nicht schon in den Händen des Feindes befindet; der gute Alte versprach mir, zu unserer Hilfe eine Kriegerschar von Bergknappen und Landleuten zu werben."

"Euer Wille, Herr Statthalter, ist uns Befehl!" jagte mit Begeisterung der Bürgermeister. „Ihr werdet unsere braven Bürger achten lernen, Gott im Herzen und Kaisertreue in der Brust werden sie für unser Wohl, ohne zu wanken und zu zagen, auf den Wällen kämpfen; ich kenne sie, jeder ist ein Held im heiligen Kampf um unser ererbtes Gut."

„Dazu wird die Gelegenheit nicht fehlen, Euren Mut zu beweisen“, erwiderte Klippel, dann wandte er sich an die Mitglieder des großen Rates und sagte: „Sorgt dafür, die gute Meinung Eures Führers zu rechtfertigen, wir trauen auf Euch ebensogut wie auf uns.“

Ein halblautes Gemurmel des Beifalls ging durch die Anwesenden. „So gehen wir mit Gott ans blutige Werk, auf baldige Erlösung hoffend, jede flüchtige Minute ist kostbar“, rief der Bürgermeister und erhob sich rasch von seinem Sitz; schnell folgten die Rathsherrn seinem Beispiele; auch Klippel schritt, von seinen Offizieren gefolgt, dem Ausgange zu.

Da flog die Türe auf und mit schreckensbleichem Angesicht stürzte Agnes, des Goldschmieds Tochterlein, in die Stube: „Schafft Rettung, um Gotteswillen Rettung, der Schwede ist in der Stadt, ehe eine Viertelstunde vergeht, steht alles in Flammen!“ rief sie mit gellender Stimme und sank von Schrecken gelähmt auf einen der leerstehenden Sessel.

„Ist das Mädchen wahnsinnig?“ sagte Klippel, ihr starr ins totenblasse Antlitz blickend.

„Was ist Dir, Kind!“ rief ängstlich, allen Groll vergessend, Just der Goldschmied.

Agnes schöpfte tief Atem, dann sagte sie mit fiebernder Hast: „Als ich vorhin nach Deinem Willen, Vater, mein Schlafkammerlein aufsuchte, um mich zur Ruhe zu begeben, wollte sich der ersehnte Schlaf nicht auf meine Augen senken; ruhelos wälzte ich mich auf meiner Schlafstätte, wüste Bilder stiegen in meiner Seele auf, bange Ahnungen ängstigten mein Gemüt. Heiß glühten wie in Fieberglut meine Wangen und heftig klopfte mein Herz. Ich verließ das Lager und öffnete das Fenster, wohlthuende Kühle strömte mir entgegen. Mein Auge schweifte hinaus in die Stille der Nacht, ringsumher war alles ruhig, nur von den Wällen herüber erschollen die Rufe der sich ablösenden Wachen. Des Mondes matter Strahl blickte durch fliehende Wolken über die Spitze des Kirchturmes in meine Kammer. Plötzlich vernahm ich gedämpfte Fußtritte auf dem Pflaster und aus Hübners Gasthause „Zum Adler“, unserem Nachbarhause, traten langsamen Schrittes zwei Männer. Den einen erkannte ich sogleich, es war Hübner, der dicke Adlerwirt, der andere war mir fremd, von mittlerer Größe und unterseitem Körperbau. Beide führten ein lebhaftes Gespräch, denn der Adlerwirt blieb öfter stehen und suchte mit den Händen durch die Luft; in der dunklen Gasse zwischen beiden Häusern nahe an meinem Fenster machte der Adlerwirt und sein Begleiter halt. „Ist die Stadt erst in unseren Händen, dann seid versichert, Adlerwirt, daß Euch Torstensohn Guer Verdienst fürstlich belohnen wird, die zwei Beutel mit Goldgulden, welche ich Euch heute überbracht, sind nur ein kleines Angeld; handelt nur nach meinem Plan und alles wird gelingen, Niemand in der Stadt hat einen Verdacht auf Euch, Adlerwirt, und kein Mensch ahnt, daß sich in den Fässern schwedische Kriegsknechte mit Pechkränzen und Strohwischen befinden, welche

man heute vor Gurer Schenke abgeladen," sagte im Flüstertone der Fremde. Ich aber hielt den Atem an und lauschte. „Herr Gott meines Lebens, das Geld ist freilich schön“, erwiderte der Adlerwirt, „aber wenn unser Spiel verraten wird, bin ich verloren“. „Nur keine Furcht zeigen, sage ich Euch, Hübner“, begann der Fremde wieder, „jetzt geht zurück in Eure Schänke und laßt die Kerls aus den Fässern, sie müssen darinnen krumm liegen wie die Igel, gebt Ihnen einen guten Schlud zu trinken, damit sie mehr Mut bekommen, und vergeßt nicht, mit dem Glockenschlag zwölf geht der Sturm auf die Meißer Vorstadt los; dann brauchen wir Verwirrung in der Stadt, soll unser Plan gelingen, wie ich Euch schon vorhin sagte. Schlägt die Uhr Mitternacht, dann laufen die Kerls, es sind verschlagene Gesellen, und zünden die Stadt an allen Ecken und Enden an, das Weitere wird sich finden, auch Eure Belohnung, so wahr ich der rote Christof bin.“ Beide Männer reichten sich die Hände und der Adlerwirt kehrte in seine Schänke zurück, während der Fremde in der dunklen Gasse verschwand. Agnes schwieg; aber noch immer stand der Statthalter unbeweglich und blickte mit starrem Auge die Jungfrau an, als könne er das Schreckliche nicht fassen, was er von ihren Lippen vernommen.

Bald aber blitzte sein Auge in wildem Feuer, krampfhaft ballten sich seine Fäuste und mit Donnerstimme rief er unter die versammelten Räte, deren geisterbleiche Gesichter auf der reckenhaften Gestalt des Feldherrn ruhten: „Das ist ein furchtbarer, ein entsetzlicher Verrat, meine Herren! Da schlage doch das Donnermetter dazwischen, wenn man in dieser Schreckenszeit noch solche Sachen erleben muß; aber jetzt heißt es schnell ans Werk gehen. Ehe die Schufte Feuer anlegen, müssen wir dieselben unschädlich machen, es ist nahe an Mitternacht. Herr Gott im Himmel, nur noch eine kurze Spanne Zeit, und der Sturm geht los. Vorwärts, meine Herren! Vorwärts! Hier gilt kein Säumen mehr. Ihr, Herr Obrist,“

wandte sich Klippel an Ritter Friedrich von Heinau, „eilt nach dem Schlosse und laßt die Tambours Sturm schlagen, werft Euch mit dem gesamten Kriegsvolk in die Meißer Vorstadt, beginnt das Feuer mit Kartanzen und Feldschlangen gegen den anstürmenden Feind, ich selbst will auf den Wällen das Kommando führen.“

„Und wir, meine Herren!“ hub der Bürgermeister an und seine Stimme zitterte, „holen eine Abteilung Wache herbei und umstellen die Adlerschänke und nehmen die schwedischen Mordbrenner gefangen, dann eilt der Ratsdiener zum Glöckner, daß er sofort die Sturmglocke läute. Alle Männer der Stadt sollen zu den Waffen greifen im Augenblick dieser entsetzlichen Not.“

„Nun vorwärts! Gott schütze uns!“ rief Klippel und stürmte hinaus ins Freie, ihm folgten der Bürgermeister und die Ratsherren. Nur einer blieb noch einen Augenblick zurück, es war Friedrich von Heinau; sein glühendes Auge suchte Agnes. Flüchtig umarmte er das Mädchen und drückte einen heißen Kuß auf ihre marmorweiße Stirn, dann eilte er hastigen Schrittes dem fürteilenden Feldherrn nach.

Als der Bürgermeister mit den Ratsherren die Gasse betraten, wurden auf dem Steinpflaster des Kirchenplatzes die schweren gleichmäßigen Fußtritte einer von den Wällen kommenden Abteilung wachhaltender Soldaten vernehmbar. Der Bürgermeister schritt denselben entgegen.

„Halt! Werda!“ rief eine raube Stimme und ein Dutzend Hellebarden senkten sich blitzend im Mondlicht.

„Gut Freund!“ jagte der Bürgermeister zu dem Führer der Wache gewendet, „ich benötige von Euch einen Dienst, kommt und folget mir!“

„Poß Wetter und Schwefeldampf! Das ist ja Seine Gestrengen der Herr Bürgermeister! Ich würde Euer Gestrengen jezt zu so später Stunde fürwahr zu Hause im Bette suchen als auf dem Kirchenplatz; was

verlangen Euer Gestrengen von uns?" sagte der Führer der Wache.

Zielg klopfte ihm auf die Schulter und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

„Ah! Na wartet Kanailen, ihr entrinnt uns nicht!“ rief der Führer halblaut; dann wandte er sich an die Soldaten und kommandierte: „Rechts um, marsch!“ und im Sturmschritt ging es auf die Adlerschänke los. Still und friedlich lag das schmale, von einem spitz auslaufenden Giebel gekrönte, einstöckige Schankhaus im blassen Mondlicht. Kein Lichtschimmer drang aus den hohen, mit starken Eisengittern versehenen Fenstern, welche noch von innen mit hölzernen Läden verschlossen waren. Selbst die qualmende Oellaterne, welche sonst gewöhnlich über der Eingangstüre brannte, war heute verlöscht; was brauchte man auch in stiller Mitternachtsstunde noch ein Licht, wenn der Schlaf, des Todes Zwillingbruder, die müden Menschenkinder in seinen Armen wiegt und des Nachthimmels strahlende Bläue im Schimmer von Millionen Welten wie ein endloser Bogen über das Weltgebäude sich spannt, aus dessen unerforschlichen Känmen des Mondes Silberampel ihr Zauberlicht auf die schlummernde Erde strahlt. Nachdem die Soldaten das Haus umstellt hatten, ergriff der Bürgermeister den am Eingangstore angebrachten Klopfer und schlug einigemal dröhnend an die verschlossene Pforte. Im Innern des Hauses blieb alles still. Zielg klopfte jetzt stärker.

Da wurden leise, schlürfende Schritte in der Hausflur vernehmbar und eine heisere, krächzende Stimme sagte: „Es ist zum Teufelholen, Tag und Nacht keine Ruhe, seht da draußen, daß Ihr Euch trost!“

„Ho, ho, Adlerwirt! Macht keine Narrenpossen mit uns, wir haben nicht wenig durstige Kehlen; wenn wir stundenlang auf den Wällen gestanden, dann schlägt ein Krüglein Bier von Eurem Besten doppelt gut,“ sagte der Führer, näher zur Pforte tretend.

„Da müßt ich doch teufelsmäßig dumm sein, wenn ich Tag und Nacht mein teuer bezahltes Bier an Euch, ihr lockern Vögel, schenken sollte, ohne auch nur einen roten Baken dafür zu erhalten,“ knurrte er hinter der Türe.

„Macht auf, oder wir schlagen die Türe ein!“ riefen die Soldaten und rüttelten heftig an der Pforte.

„Jetzt seht dazu, daß Ihr in Güte Gures Weges zieht, ich öffne des Nachts meine Schänke nicht, kommt morgen in der Früh, dann will ich Euch dienen, gebraucht Ihr aber Gewalt, so führe ich beim Statthalter Klage! Gute Nacht, deshalb kein Verdruß,“ sagte der Adlerwirt.

„Bliß Element, warte Hallunke, wir wollen Dir eine gute Nacht bereiten!“ brüllte der Führer.

„Faßt an und rennt die Türe ein!“ rief er den Soldaten zu. Dieselben spreizten sich mit aller Kraft an der Pforte; die morschen Bretter vermochten der Wucht nicht länger zu widerstehen und mit donnerähnlichem Krachen fiel die Tür mit den daran Drängenden in das Innere des Hauses.

„Jesus, Maria und Josef, seht, die Teufelskerle brechen mir die Türe ein! Na wartet, ich gehe sogleich zum Statthalter, das kostet Euch die Köpfe,“ gröhlte der Adlerwirt.

Der Führer stieß die Türe der Schenkstube auf; dieselbe war leer, aber sechs über die Hälfte mit Wein gefüllte Kelchgläser standen ringsum auf der Tafel. Jetzt traten auch der Bürgermeister und die anderen Ratsherren in die Adlerschänke. Beim ersten Anblick des Stadtoberhauptes und der Ratsherren wurde das vor Zorn kupferrot gefärbte Angesicht Hübners leichenbläß, doch schnell gefaßt schritt er auf den Bürgermeister zu, verneigte sich so tief, daß sein Gesicht beinahe das Steinpflaster des Bodens berührte und sagte in flehendem Tone, während er die gefalteten Hände auf den umfangreichen Bauch legte:

„O hochedler Herr Bürgermeister und Euer Gestrengen alle, seht, so verfahren die kaiserlichen Krie-

ger mit den friedlichen Bürgern, es ist, daß es Gott erbarme! Nahe an Mitternacht, und man bricht die Türe ein, um meine Schänke zu plündern."

"Das geschah auf meinen Befehl!" sagte der Bürgermeister mit scharfer Stimme, „es soll Euch, Hübner, kein Wert geraubt werden, aber in Eurem Hause treiben lockere Vögel ihr Spiel, und wir kommen, um dieselben einzufangen. Sagt, wo habt Ihr die schwedischen Mordbrenner verborgen!?"

Hübner griff sich an die Stirne, fuhr dann mit beiden Händen an sein wirres Kopfhaar und fing laut an zu heulen: „Ich bin unschuldig wie ein Lamm, ihr hochedlen Herren, ich habe keinen Schweden gesehen, ich weiß nichts, gar nichts weiß ich!“ Die Angst schnürte dem Adlerwirt die Kehle zu, er schnappte nach Atem.

„Wir wissen aber, daß sich in Eurem Hause schwedische Soldaten, die Ihr in Weinfässern in die Stadt geschmuggelt, verborgen halten, um die Stadt an allen Ecken in Brand zu stecken und daß Euch der schwedische Spion, der rote Christof, Euren Verrat mit zwei Beuteln Gold bezahlte,“ sprach, dicht vor den Adlerwirt tretend, der Senator Schilder.

„Gnade, Gnade!“ flehte Hübner und fiel von Angst gelähmt auf die Erde.

„Wo stecken die Schurken?“ brüllte der kaiserliche Führer und riß den Säbel aus der Scheide.

„Im Keller, Euer Gestrengen! Im Keller, Ihr hochedlen Herren, stecken sie! Habt Erbarmen mit mir, Ihr gestrengen Herren und schont mein armes Leben!“ jammerte Hübner und krümmte sich auf dem Steinpflaster des Fußbodens wie ein getretener Wurm. Polternd und fluchend drangen die Soldaten über die Treppe hinab in den Keller. Auf Holzgerüsten lagen mehrere Reihen Fässer aufgeschichtet. Die Soldaten begannen alle Winkel zu durchsuchen, auch die Fässer wurden eines nach dem anderen in die Höhe gehoben und von den Gerüsten geworfen. Plötzlich krachte ein Pistolenschuß und einer der Kriegsknechte stürzte zu

Tode getroffen nieder; gleichzeitig erhoben sich hinter der letzten Fässerreihe sechs dunkle Gestalten und eben so viele Pistolenläufe blitzten beim Scheine der von den kaiserlichen Kriegern entzündeten Fackel.

„Ha, da sind ja die Schlingel!“ rief der kaiserliche Führer, „ergebt Euch, Ihr Satanskerle, oder wir hauen Euch in Stücke.“

„Ho, ho! So leichten Kauf machen wir nicht, paßt auf und zieht die Hörner ein!“ erscholl es höhrend aus dem hinteren Winkel des Kellers. Dabei blitzte es mehrmals auf und das Krachen von Pistolenschüssen durchdrang das Kellergewölbe. Die Fackel war verlöscht, dicke Finsternis und erstickender Pulverdampf erfüllten den Raum, Todesröcheln und Jammerlaute ließen sich vernehmen. Die Schweden versuchten den Ausgang zu gewinnen und hieben in der Finsternis auf die Kaiserlichen mit den Säbeln ein. Es entstand ein furchtbares Ringen. „Licht her! Kommt zu Hilfe! Licht! Licht!“ tönte es aus dem Keller. Der Bürgermeister entriß einem der Ratsherrn die brennende Fackel und eilte dem Keller zu. Auf der oberen Stufe wälzte sich ein ringender Anäuel, wüstes Gejohle, Geschrei und Gepolter drang aus dem Hause bis weit hinaus in die stillen, leeren Gassen, es war ein wahrer Höllenslärm.

„Schlagt sie tot, die Schufte, stecht die Hallunken nieder!“ schrie Zielg aus Leibeskräften unter die Kämpfenden, als er mit Furcht und Entsetzen sah, wie die Schweden von der Dunkelheit begünstigt, sich allmählig Bahn brachen und am oberen Ende der Kellerstiege erschienen. Jetzt hatten vier Schweden den Hausflur erreicht, zwei von ihnen lagen im Keller erschlagen.

„Haltet die Kerle auf! Berrammelt das Thor!“ rief es wild durcheinander.

Wie ein Wirbelwind die losen Blätter fegt, so begann jetzt das tolle Jagen, voran die Schweden, hinterher die kaiserlichen Kriegsknechte. Der Bürgermeister und die Ratsherren hatten es versucht, die Fliehenden

aufzuhalten, wurden aber mit solcher Kraft zu Boden geschleudert, daß es jedem Einzelnen nur mit Mühe gelang, sich wieder empor zu richten. Der Bürgermeister hatte außerdem einen wuchtigen Schlag über das Haupt erhalten, daß ihm ein Blutstrom über die Stirne rann; einer von den Ratsherren verband ihm die klaffende Wunde mit einem Tuch. Während die wilde Jagd durch die Gassen tobte, begann vom Kirchturme herab der heulende Ton der Sturmglocke durch die Lüfte zu hallen und verkündete der schlummernden Stadt die furchtbare Gefahr, in welcher sie schwebte. Gleichzeitig brüllte der Kanonendonner auf den Wällen und dazwischen das rasch aufeinanderfolgende Geknatter von Flintenschüssen. Vom Rathause her wurde Trommelwirbel vernehmbar und der schwere Marschschritt von Fußvolk hallte durch die Gassen; es waren die drei Fahnen Bürger, welche nach der Dmüher Vorstadt zu, gefolgt von den Scharen der Reiter, unter deren Hufschlag die Erde bebte.

Fürchterlich tobte nun der Kampf auf den Wällen der Reißer Vorstadt. Wütend stürmten Torstensohns Scharen gegen die Festungswerke, ohne daß es den kampfgeübten Schweden gelingen wollte, die von den Kaiserlichen verteidigten Wälle in ihre Gewalt zu bringen. Kartauen und Feldschlangen spieen aus ihren Feuerschlünden Tod und Verderben in die Reihen der Kämpfenden, und unaufhörlich mischte sich das Heulen der Sturmglocke unter den Donner der Geschütze. Aus allen Häusern strömten die aufgeschreckten Bewohner und bald füllten sich Gassen und Plätze mit jammern den Menschen.

Abseits vom Schlachtgetümmel, im sogenannten Jägerndorfer Stadtviertel, lehnte in einem entlegenen dunklen Winkel der Stadtmauer eine, in einen bis auf die Füße reichenden Mantel gehüllte Gestalt. Mit scheuen Blicken spähte der Verborgene durch die Zweige eines dicht vor ihm stehenden Fliederbaumes in die vom Mondlicht erhellten engen Seitengassen, durch welche von Zeit zu Zeit halbnackte, dem Bette ent-

sprungene Einwohner eiligen Schrittes in peinlicher Verwirrung durcheinanderliefen. „Wie soll ich mir das deuten“, murmelte der Mann zwischen den Zähnen, „schon Mitternacht vorüber und sie lassen noch immer auf sich warten. Der Tanz geht schon los; hei! wie das donnert und fracht! Forstenjohn wird es den Kaiserlichen heiß machen und der Statthalter Klippel hat sich diesmal sicher verrechnet. Wartet nur, wartet nur! Nicht lange währt's und der Spektakel geht auch hier los, die Wine ist fertig, nichts fehlt, als das Feuer auf das Pulverfaß — dann wird es einen Donner geben, als berste die Erde. Hi, hi, hi,“ rieferte die Gestalt und spähte abermals umher, dann fuhr sie im Selbstgespräche fort: „So zahle ich es dem Statthalter und dem hochweisen Räte von Freudenthal heim. Man hat mein Wissen und Können unterschätzt, meine Bitte um die Stelle des Grubenmeisters auf der Siebenbrüderzeche am „Goldenen Hirsch“ traf taube Ohren und besonders war es Klippel, welcher gegen mich stimmte und den einträglichen Posten an den altersschwachen Wendelin, seinen Günstling, verlieh. Ha, nun will ich mich rächen, schrecklich rächen! Günstig ist die Stunde der Vergeltung und süß die Rache!“ Der Mann horchte in seinem Versteck hoch auf, an der Mauer entlang wurden Fußtritte vernehmbar, er führte seine Finger zum Mund und ein leiser Pfiff gellte durch die Nacht; in einiger Entfernung erscholl ein ähnliches Pfeifen. Geräuschlos, wie gespenstische Schattenbilder schlichen fünf Männer durch das an der Mauer wuchernde Gebüsch. „Endlich kommt Ihr, laßt lange auf Euch warten“, flüsterte der Harrende.

„Ja zum Teufel, was wißt Ihr, roter Christof, das war eine saubere Geschichte,“ sagte der Erste.

„Eine Falle wars, in die Ihr uns gelockt habt,“ begann ein Zweiter, „he, meint Ihr es ehrlich mit uns, denn sobald der letzte Fußtritt von Euch verhallt war, drangen die Kaiserlichen in unseren Schlupfwinkel. Zwei Mann von uns liegen erschlagen im Keller der Adlerschenke, wir alle bluten aus mehreren Wunden.“

„Daß Euch der Satan hole, der Euch in meine Schänke führte,“ krächzte eine dicke Gestalt im Hintergrunde, „alles habe ich verloren, mein Haus, meine Ehre, und wenn man meiner habhaft wird, bin ich dem Henker verfallen. Diese Männer rissen mich mit fort in wilder Flucht vor den Verfolgern, diesen allein habe ich es zu danken, daß mein Kopf noch auf dem Rumpfe sitzt.“

„Dieses ist nicht meine Schuld, Freunde,“ begann der rote Christof, „sondern hier hat der leidige Zufall sein arges Spiel mit Euch getrieben, wenn Klippels Söldner Euch in der Adlerschänke erspähten; doch laßt es gut sein, Freunde, bald wollen wir dem Gott der Rache sein Opfer bringen!“

„Pst, pst!“ zischten die Umstehenden und in der gegenüberliegenden Gasse wurden schwere Fußtritte vernehmbar. Sechs mit Musketen bewaffnete kaiserliche Soldaten bogen um die Ecke und schritten nahe an dem roten Christof und seinen Genossen vorüber.

„Halt!“ rief eine schneidige Kommandostimme und die Wache blieb stehen.

„Hier scheint es mir nicht ganz sicher zu sein,“ begann einer der Soldaten, „habt Ihr das Getöse außerhalb der Mauer nicht vernommen, fast schien es mir wie ein Waffengerassel und Hufschlag.“

„Ich hörte es ganz deutlich,“ bemerkte ein zweiter, „aber es schien mir aus dem gegenüberliegenden Walde zu kommen, vielleicht eine Kanonentugel, welche in die Baumwipfel einschlug.“

„Möglich, aber immerhin bedenklich,“ sagte der erste wieder, „es wird ratsam sein, dem Bürgermeister, welcher sich bei den Bürgersoldaten in der Olmüher Vorstadt befindet, davon Anzeige zu erstatten, denn man sollte nach den Erfahrungen der letzten Stunde in der Stadt nicht gar so fahrlässig sein und die Festungswerke dieses Stadttheiles, welche schlecht genug im Stande sind, mit einem Fähnlein Bürger besetzen.“ Der wacheführende Soldat stand einige Augenblicke still und schien zu überlegen, dann kommandierte er:

„Nach der Olmüher Vorstadt, marsch!“ und der Trupp setzte sich wieder in Bewegung.

Als die Fußtritte der Wache verhallt waren, wurde es auch im Gebüsch der Mauer wieder lebendig. „Kreuzbombenelement, jetzt aus Werk,“ rief der rote Christof, „sonst geht der ganze wohlersonnene Plan zum Teufel und unser Los ist der Galgen. Was ist es mit dem Feuereinlegen?“ wandte er sich an die Umstehenden.

„Das ist an vier Orten geschehen und wir können jeden Augenblick das Aufschlagen der Flammen erwarten,“ sagte einer von den Schweden. Und die Bestätigung der letzten Worte machte sich in der nächsten Minute bemerkbar. Ein dunkelroter Schein vermengte sich mit dem blassen Licht des Mondes. Immer heller und lichter wurde es im Umkreise, die dunklen Umrisse der Häuser traten deutlich aus dem dunklen Hintergrunde und sich kränzelnde Rauchsäulen stiegen in einiger Entfernung über den spitzen Giebeln der Häuser auf. Flüchtig eilte der rote Christof mit seinen Genossen, zuletzt der Adlerwirt, einem ruinenartig verfallenen Hause zu, welches abgesondert von den übrigen Gebäuden abseits nahe der Stadtmauer stand.

Der rote Christof schlug heftig mit der Faust an das erste, zur Hälfte mit Papier, an der Stelle der Glasscheiben verklebte Fenster. „Deffnet, Frau Susanne!“ rief er mit gedämpfter Stimme.

Im Innern des Hauses wurden langsam Fußtritte vernehmbar, ein schwerer Kiegel wurde zurückgeschoben und die gebückte Gestalt eines alten Weibes erschien in der Türöffnung. „Ei, ei, Better Christof, Ihr bleibt lange,“ näselte die Alte mit dünner Stimme, „Ihr hattet mir doch versprochen, früher zu kommen; hört Ihr die Schweden schießen, schon wieder, und ich fürchte mich so sehr vor den Kugeln, bei jedem Schuß läuft's mir eisigkalt durch alle Glieder. Ach Du mein lieber Herr Jesus Christus, ich glaube, es brennt schon wieder in der Stadt, seht Ihr's, Better Christof, das ist Feuerschein.“

„Laßt das, Muhme, und kommt ins Haus, es ist heute nicht ganz sicher auf der Gasse,“ sagte der rote Christof und trat ein. Die anderen folgten.

Die Alte humpelte über den finsternen Hausflur und öffnete eine zweite Thüre, dann schlug sie eifrig mit Stahl und Stein Feuer in die Zunderpfanne und in wenigen Minuten brannte eine Handvoll Kienspäne im Feuerkorbe am Herd. „Ach Du heilige Mutter Gottes, hört doch, Better Christof, wie man Sturm läutet, hört doch, wie sie lärmen und schreien beim ausgebrochenen Brande. O Ihr lieben Heiligen erbarmt Euch über unsere Noth, die Angst drückt mir mein Herz ab, jetzt dürft Ihr mich nicht mehr verlassen, mein lieber, guter Christof,“ jammerte das weißhaarige Mütterlein.

„Seid ruhig, Muhme, es wird bald besser werden, Euch wird kein Leid geschehen,“ sagte mit unheimlichen Blicken der rote Christof und entzündete an der Flamme am Herd eine Fackel.

„Wenn Euer seliger Vater aus dem Grabe auferstehen würde und sähe all die Schrecken unserer Zeit, wie würde es dem Guten zu Herzen gehen,“ begann die Alte wieder, während sie, am ganzen Körper zitternd, neben dem Herde hockte. „Er hat schon viel verschlafen, der Selige, seit dem Tage, als sich hier in dieser Stube sein brechendes Auge zur ewigen Ruhe schloß, er war ein edler, ein guter Mann, Euer Vater.“

„So seid doch still und laßt das verdamnte Geschwäk!“ herrschte der rote Christof seine alte Verwandte an, denn die Erinnerung an seinen verstorbenen Vater, und daß er sich in seinem Vaterhause befand, war ihm in dieser Stunde peinlich. Es dünkte ihm, als stiege die Gestalt seines greisen Vaters vor ihm auf, mit erstem, warnenden Angesichte, wie drohend hielt er die Rechte gegen ihn erhoben — aber fort mit solcher Träumerei, sie taugt zu nichts, denn heimtückisch finstere Geister drängen zur schwarzen That. „Haltet Euch bereit, bis ich zurückkomme!“ sagte er zu den vier schwedischen Kriegern gewendet und schritt der

Lüre zu. Die Alte, eingeschüchtert, wagte es nicht, eine Frage an ihn zu richten. Hastig stieg er mit der brennenden Leuchte im hinteren Teile des Hauses mehrere Stufen abwärts, welche in einen niederen, unterirdischen Gang führten, durch welchen man in ein mit Backsteinen ausgemauertes Kellergewölbe gelangte. Hier steckte der rote Christof seine Fackel in einen Mauerriß und zog einen Zünder von Lunte aus der Tasche seines Wamses, dann näherte er sich der hinteren Wand des unterirdischen Raumes, welcher sich unter der Stadtmauer befand, wo mehrere große, bis an den Rand mit Schießpulver gefüllte Fässer eingemauert standen. Hier schob Christof den Zünder in ein Pulverfaß und näherte sich behutsam mit der Fackel, während sich sein Angesicht zu einem teuflischen Lachen verzog. Der Zünder hatte Feuer gefangen und glomm qualmend weiter. Schnell wie der Sturmwind flüchtete Christof dem Ausgange zu. „Vorwärts! Gilt!“ schrie er den oben Harrenden entgegen, und wie abgeschossene Pfeile flogen sie den entgegengesetzten Häuserreihen entlang, unbekümmert um das Jammern und Klagen der alten Susanne, welche bis vor die Hausthüre gefolgt war.

Der Brand hatte, von einem heftigen Orkan angefaßt, in kurzer Zeit furchtbar um sich gegriffen. Ganze Häuserreihen der Gassen standen in hellen Flammen, himmelhoch schlug die Lohe empor.

Auch der Kampf in der Reichs Vorstadt wogte und tobte fürchterlich. Entsetzlich verstümmelte Leiber bedeckten die Wälle. Immer wieder wagten Torstensohns Kriegsvölker einen Ansturm, wurden aber eben so oft mit großen Verlusten von den Kaiserlichen zurückgedrängt. Schon schien der Mut und die Kraft der Schweden zu sinken und siegesgewiß griffen die Kaiserlichen mit erneutem Mut den Feind an, um denselben zur Flucht zu bringen.

An der Spitze einer Reiterschar machte der Statthalter einen Ausfall. Mit wütendem Kampfgeschrei drangen die kaiserlichen Reiter auf die schwedischen

Dragoner ein, welche sich den Kaiserlichen entgegenwarfen. Nun entstand ein fürchterliches Schlachten. Mit rasender Wut socht Mann gegen Mann, keiner wich, jede Partei wußte, daß Alles auf dem Spiele stand. Da begannen die schwedischen Schlachtreihen zu wanken. In wilder Flucht lösten sich die feindlichen Scharen, Alles mit sich reißend und niedertretend, was die Flucht zu hemmen suchte.

Wie die Würgengel des Todes rasten, voran Klippels Heldengestalt, die Kaiserlichen hinter den flüchtigen Schweden her. Plötzlich begann der Erdboden zu wanken — ein sekundenlanges Zischen und Brausen erfüllte die Luft, als hätten Satans Höllengelster die Unterwelt verlassen — dann flog unter furchtbarem Donnern und Krachen ein Teil der mächtig-starken Stadtmauer auf der Jägerndorfer Stadtseite in die Luft.

Ein betäubendes „Hurrah!“ drang tausendstimmig aus den schwedischen Truppen, welche sich schnell wieder zum neuen Angriff sammelten. Mit übermenschlicher Kraft stritt Klippel und die Seinen gegen den mit aller Macht drängenden Feind, aber vergebens; immer mehr und mehr lichteten sich Klippels tapfere Scharen und zogen sich kämpfend nach der Stadt zurück. Ein Trupp schwedischer Dragoner drang auf Klippels Reiter ein und sprengte die geschlossenen Reihen der Kaiserlichen, welche nun eilig die Stadt zu erreichen suchten.

Klippel selbst wurde in der greulichen Verwirrung seiner Truppen zur Seite gedrängt und von den Seinen abgeschnitten. Mit dem Mute der Verzweiflung wehrte sich Klippel gegen einen Haufen schwedischer Dragoner, welche ihn zu übermannen suchten, bis er gezwungen wurde, der Uebermacht der Feinde zu weichen. Er drückte seinem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es sich hoch aufbäumte; kerzengrade stieg das Roß mit den Vorderbeinen in die Luft, fest wie angewachsen saß der Reiter im Sattel. Im Nu hatte der Statthalter sein Pferd herungerissen und mit

einem langen, pfeilschnellen Satze flog das edle Tier durch die Luft, beinahe über die Häupter der Angreifer hinweg. Totenbleich, den Blick in die vor ihm liegende dämmernde Landschaft gerichtet, jagte Klippel dahin, hinter ihm, einer jagdlustigen Meute ähnlich, die Kotte der schwedischen Dragoner.

Wenige Minuten nachher, als die vom roten Christof angelegte Mine einen Teil der Stadtmauer zerstört hatte, drang ein Schwarm schwedischer Reiter und eine Abteilung Fußvolk, welche auf das Ereignis im nahen Wäldchen verborgen gelauert hatten, durch die entstandene Maueröffnung in die Stadt. Aber schon rückte ein Fähnlein Bürger aus der Olmüzer Vorstadt nach dem bedrohten Stadtteil und stieß mit den eindringenden Schweden zusammen; bald wütete auch hier der Kampf und das Gemetzel in allen Gassen. Die Feinde hieben und stießen auf einander los — überall hörte man das Klirren der Waffen, Kampfrufe und das Geschrei der Fallenden. Jammernde Weiber stürzten Ziegelstücke, Steine, Holzklöße und eiserne Geräte aus den Fenstern der Häuser auf die eindringenden Schweden. Immer mehr wurden die Bürger zurückgedrängt, bis es auf dem Kirchenplatz und den anstoßenden Gassen, wo sich ein zweites Fähnlein Bürger zur Abwehr gegen die Schweden aufgestellt hatte, zu einem grauenhaften Blutvergießen kam. Der Bürgermeister hatte sich an die Spitze des zweiten Fähnleins gestellt und nahm persönlich an dem furchtbaren Kampfe antheil.

Von der Reißer Vorstadt herüber drang gleichfalls ein schreckliches Tosen und Lärmen, auch dort waren die Schweden eingedrungen. Eine Kotte schwedischer Soldaten schlug die Kirchenpforte ein und stürmte die finstere Treppe hinauf auf den Kirchturm, um die schwedische Fahne durch das Glockenfenster zu stecken.

Der Glöckner Mathias, ein Mann von riesiger Körperkraft, welcher noch immer die Sturmglocke läutete, stellte sich den Schweden entgegen und suchte ihr

Vorhaben zu vereiteln. „Wage es keiner von Euch, Guer räuberisches Banner hier zu entfalten!“ schrie der Glöckner und packte den Schweden, welcher die Fahne trug mit kräftigen Fäusten.

„Ich glaube, der Kerl will sich zur Wehr setzen, schlägt ihn nieder, Kameraden!“ rief der Schwede, ein langer, vierschrötiger Geselle. Aber schon hatte der Glöckner seinen Gegner zu Boden geschleudert, daß dieser laut ächzte, da drangen die Andern auf ihn ein.

„Packt ihn! Wir werfen den Schuft über die Stiege! Faßt an, nun machen wir ihm den Garaus!“ schrien die Schweden und stürzten sich wie wüthend auf den Glöckner; ein wilder Ringkampf begann. Der Glöckner Mathias hatte ein Stück Holz erfaßt und ließ dasselbe auf die Schädel seiner Angreifer niedersausen. Fast wie Hammerschläge fielen seine Hiebe nach allen Seiten, so daß die Schweden gezwungen wurden, einen Augenblick mit blutenden Köpfen zurückzuweichen.

„Der Kerl ficht ja wie der Teufel selber“, brüllte der Chor und stürmte aufs Neue gegen den Glöckner, welcher mit dem Rücken an die Wand neben dem Glockenfenster gelehnt, den Angreifern Stand hielt. Währenddem hatte der lange Schwede die Fahne entfaltet und versuchte dieselbe durch das Fenster der Glockenkammer, dessen Laden er geöffnet hatte, hinauszuschieben. „Hinweg mit dem Fexen!“ schrie schäumend vor Wut Mathias und führte einen wichtigen Hieb nach dem Lagen, daß dieser mit einem lauten Schmerzensschrei die Stange fallen ließ.

„Schlagt ihn tot, erwürgt ihn wie einen Hund! Er hat unsere siegreiche Fahne beschimpft!“ tobten die Schweden. Der ringende Knäuel wälzte sich vor das offene Fenster der Glockenkammer, ein lauter langgedehnter Schreckensruf durchzitterte die Höhe und die Ringenden stürzten aus dem Fenster des Turmes herab in die wogende Menge der auf dem Platze Kämpfenden.

Torstenjohn war mit seiner Schar von der Reißer Vorstadt bis in die innere Stadt vorgeedrungen, nach-

dem die kaiserlichen Truppen ihres Feldherrn beraubt und zerstreut, nach allen Richtungen außerhalb den Wällen geflohen waren. Nur der Obrist Friedrich von Heinau nebst mehreren Offizieren und einer Abtheilung Musketiere, welche die Wälle besetzt hielten, während Klippel den Ausfall unternahm, wurden nach hartnädigem Kampfe von den Schweden gefangen genommen.

Unter starker Bedeckung führte man die entwaffneten Gefangenen in die Stadt. Auf dem Kirchenplatz, wo sich die Scharen der eindringenden Schweden in Folge des Kampfes mit den Bürgern, welcher auf dem Platze wie auch in den Gassen mit dem Mute der Verzweiflung geführt wurde, stauten, mußte man auch mit den gefangenen kaiserlichen Halt machen.

Mit betrübtem Herzen, voll Wut und Bitterkeit, aus mehreren Wunden blutend, sah der Obrist Heinau an der Spitze seiner Unglücksgefährten seinem Schicksale entgegen. Fürchterliche Gedanken durchzuckten sein Gehirn, was sollte aus ihm und den übrigen Gefangenen werden? Wird man sie alle hinmorden, schonungslos, ohne Erbarmen? Fast schien ihm dies Los sicher zu sein. Ein plötzliches Drängen der Menge, ein allgemeiner Schreckensruf aus vielen hundert Kehlen riß den Obristen aus seinem finsternen Sinnen. Pfeilschnell flog eine flatternde Fahne an einer langen Stange vom Kirchturme nieder, welcher ein dunkler Menschenknäuel folgte. Dumpf dröhnend fielen die Niederstürzenden auf das Steinpflaster zwischen Heinau und die ihn bewachenden Schweden nieder und blieben mit zerschmetterten Gliedern regungslos liegen. Da durchblitzte den Obristen ein rettender Gedanke. Die augenblicklich entstandene Verwirrung benutzend, sprang er durch die Menge, sich einen Ausweg bahnend, der Häuserreihe des Platzes zu und verschwand dort, ehe die Schweden an eine Verfolgung dachten, in der Dunkelheit.

Allmählig verstummte das Kampfgetümmel und

der wüste Lärm in der Stadt verhallte — die Schweden waren Sieger geblieben.

Als der Morgen heraufdämmerte und der Sonne erste Strahlen die Nebel zerstreuten, bot Freudenthal ein Bild grauenhafter Verwüstung. Ganze Gassen lagen in Schutt und Asche, aus welchen jeder flüchtige Windstoß dicke Rauchwolken empowirbelte. Die Leichen der erschlagenen Bürger und der gefallenen Schweden bedeckten Gassen und Plätze. Abgehauene Gliedmaßen, Waffen und Monturstücke lagen wüst durcheinander, während sich an tiefer gelegenen Plätzen das Blut in großen Lachen angesammelt hatte. In gleichmäßigem Schritte zog ein Trupp schwedischer Dragoner durch die verödeten Gassen, sie brachten einen Gefangenen in ihrer Mitte. Es war der Statthalter des hohen Deutschen Ritterordens zu Freudenthal, Georg Wilhelm von Elkershausen, im Volksmunde allgemein Klippel genannt. Die schwedischen Reiter begaben sich vor das Schloßgebäude, in welches der siegreiche schwedische Feldherr Torstensohn seinen Einzug gehalten hatte, während seine arg mitgenommenen Krieger ihr Feldlager auf dem Hauptplatze und in den Nebengassen aufschlugen. Kummervoll mit gesenktem Haupte schritt Klippel zwischen den schwedischen Reitern einher. Schon hatte ihm das Glück der Rettung gelächelt, als sein Pferd in rasender Flucht auf den Feldern bei Altstadt unweit des Freudenthaler Stadtwäldchens über einen vom Sturmwinde gebrochenen Baumstamm stürzte und den Reiter mit zu Boden warf, wo es den nachstürmenden Dragonern gelang, den Feldherrn gefangen zu nehmen. Klippel wurde vor Torstensohn geführt.

Der schwedische General, ein Mann von mittlerer gedrungener Statur, dessen breites volles Antlitz ein schwarzer Bart umrahmte, blickte den Gefangenen einige Augenblicke mit höhnischem Lächeln an, dann sagte er: „Seht her, Statthalter! Meine kampfgewübten Truppen haben Euch und den Euren arg mitgespielt; so mußte es kommen, nun seid Ihr in meinen

Händen und ich verfüge über Euch und Euer Leben. Könnt Ihr Euren angeborenen Stolz niederkämpfen und zu mir um Gnade flehen, dann wohl Euch, und Euer Leben soll geschont werden, kommt Ihr mir aber mit Starrsinn und unbeugsamen Trotz entgegen, dann soll der Tod durch Pulver und Blei Euer Loos sein.“

Klippels Auge haftete finster auf seinem Besieger, welcher ihn mit spöttischem Grinsen anblickte. „General Torstensohn!“ begann Klippel mit fester Stimme, „ich stehe in Eurer Gewalt, mordet mich, um Eure Blutgier zu frönen, aber der Triumph, daß ich voll Demut mein Haupt vor Euch neigen werde, wird Euch nie gelingen!“

„So fährt samt Euren Kriegsknechten zur Hölle!“ rief der Schwede ergrimmt, dann wandte er sich an die ringsum stehenden Dragoner. „Führt den Gefangenen nach dem Gefängnisturm, er soll gleich den anderen erschossen werden, Tag und Stunde der Hinrichtung will ich später bestimmen.“ Mit einem Blick voll Haß und Ingrimm schritt Torstensohn in das Innere des Schlosses, welches durch die schwedischen Geschosse gleichfalls stark Schaden gelitten hatte. Abseits der Häuser in der Olmücker Vorstadt stand der altersgraue, von Sturm und Wetter benagte Gefängnisturm mit seinen starken Mauern und eng vergitterten Fenstern. Dorthin brachte man den Statthalter und das sogenannte Seufzergewölbe, welches kellerartig unterhalb den übrigen Räumen des Turmes lag, wurde ihm als Gefängniszelle angewiesen. Wenige Minuten, nachdem die Dragoner den Statthalter ins Gefängnis abgeführt hatten, erschienen zehn protestantische Bürger, an ihrer Spitze Just der Goldschmied, bei Torstensohn und flehten den schwedischen Feldherrn an, Gut und Blut der protestantischen Einwohnerschaft Freudenthals zu schonen.

„Wenn Ihr der protestantischen Kirche angehört, will ich Euer Gut und Leben schonen und Euch schützen“, sagte Torstensohn, „dafür verlange ich von Euch unbedingten Gehorsam und die Anerkennung

als Guer Schirmherr.“ Der Goldschmied und seine Glaubensgenossen gelobten mittelst Handschlag Treue und Gehorsam, sowie die Anerkennung der schwedischen Herrschaft. Eine Stunde später durchzog ein Herold mit zwei Tambours die Gassen und machte der angst-erfüllten Bevölkerung unter Trommelwirbel kund und zu wissen, daß der Feldherr Torstensohn der Stadt die Zahlung einer Brandschatzungssumme von sechszehntausend Talern, welche binnen drei Tagen zu entrichten sei, auferlegt habe; von dieser Zahlung seien jedoch die Protestanten frei. Auch die Stadtpfarrkirche hätten mit allem, was sich darin befinde, die Katholiken den Protestanten zur Abhaltung des evangelischen Gottesdienstes abzutreten. Wenn sich die katholische Bevölkerung hartnäckig und boshaft diesen Anordnungen gegenüber zeige, so hätte man beschlossen, am vierten Tage den schwedischen Truppen eine allgemeine Plünderung zu erlauben und die Häuser der Katholiken, wo es anginge, niederzubrennen. Ein allgemeiner Wehsehrei aus vielen hundert angsterfüllten Herzen folgte dem schonungslosen Befehle Torstensohns. Und obgleich Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen all ihr Geld, ihre silbernen und goldenen Schmucksachen, selbst Kinder ihre Sparpfennige herbeibrachten, brachte man doch die verlangte Summe nicht zusammen.

* * *

Es war am Tage vor der Einnahme von Freudenthal durch die Schweden, als bei dämmerndem Morgen der kaiserliche Rittmeister Zirbs mit seiner Truppe durch die von ausgebrannten Mauern unheimlich aussehende Engelsstadt zog. Von einem am Engelsberg gefangenen Schweden hatte Zirbs erfahren, daß Torstensohn große Vorkehrungen zu einem Hauptsturm auf Freudenthal treffe und daß sich eine starke Abteilung schwedischer Reiter und Musketiere in einem Feldlager bei Engelsberg befinde, über welche seit dem räthselhaften Verschwinden des Hauptmannes Felsheim, Mertens den Oberbefehl geführt hatte. Obwohl

sich Mertens lebendig begraben in der zerstörten Anna-
kirche auf dem Engelsberg befand, so gebot Zirbs
seinen Soldaten, als sie Engelsstadt erreichten, Vor-
sicht, und hielt dieselben kampfbereit; denn es war
dem umsichtigen Rittmeister nicht entgangen, daß
Mertens rothaariger Begleiter in rasender Eile dem
dunklen Walde zuslog, während man den schwedischen
Kommandanten überwältigt hatte. Regina befand sich
an der Seite des alten Rittmeisters und das Ross, auf
welchem sie saß, führte ein Soldat am Zügel.

Schon hatte die Truppe den Ringplatz erreicht und
bog in die Gasse ein, durch welche die Straße nach
Frendenthal führte, da rasselte es unheimlich hinter
den rauchgeschwärzten Mauern der niedergebrannten
Gebäude; wie durch einen Zauberschlag wurde es hin-
ter dem Schutt und den Trümmern ringsum lebendig.
Klintenschüsse krachten, laute Kampfrufe erschollen
und in großer Zahl brachen die Schweden aus dem
Hinterhalte hervor. Ein wütender Angriff geschah. Die
Kaiserlichen wehrten sich tapfer gegen die von allen
Seiten angreifenden Schweden. Zirbs versuchte, so
schnell als möglich mit seiner Truppe aus dem Bereich
der Häuser hinaus ins freie Feld zu kommen, denn
das mörderische Feuer der Schweden, welche gegen die
Schüsse der Kaiserlichen hinter den Mauern Deckung
hatten, lichtete seine Scharen entsetzlich. „Hölle und
Teufel. Vorwärts, Jungens, vorwärts! Haut Euch
durch!“ schrie der Rittmeister seinen Soldaten zu, aber
schon drängte sich ein Haufen schwedischer Reiter durch
die Gasse und hinderte das Weiterziehen der Kaiser-
lichen.

„Ergebt Euch, oder wir hauen Euch in Stücke!“
rief einer aus der Mitte der Schweden.

Zirbs blickte nach dem Sprecher und zuckte zu-
sammen; er hatte den Rothhaarigen erkannt. „Aha,
treff' ich Dich hier wieder, roter Galgenvogel! Warum
ließ ich Dich vorhin auf dem Engelsberge entweichen!
Na warte, so leichten Kauf machen wir nicht, es wird
gekämpft bis zum letzten Mann, so wahr ich der alte

Zirbs bin und heute den dümmsten Streich in meinem Leben machte, daß ich Dich nicht vor einer Stunde wie einen Hund niedergeschossen habe," brüllte Zirbs und stürzte mit gezücktem Säbel blitzschnell auf die schwedischen Reiter. Hageldicht fielen seine sicheren, todbringenden Hiebe rechts und links auf die Köpfe der Feinde, sein wutsprühender Blick suchte den roten Christof, denn dieser und kein anderer hatte ihm die Falle gestellt. Aber je mehr der wütende Kampf tobte, umso weiter hielt sich der rote Christof davon entfernt. Mitten im Gedränge befand sich Regina. Halb ohnmächtig hielt sich die Jungfrau an der Mähne des Rosses fest, welches sich im Getümmel hoch aufbäumte und einen Ausweg zu gewinnen suchte. Zirbs hatte sich mit seiner furchtbaren Waffe einen Durchweg durch die Reihen der Feinde gebahnt; über Verstümmelte und Leichen folgten die Kaiserlichen ihrem Führer.

Nun begann ein gewaltiges Wogen und Drängen der kämpfenden Menge. Zirbs mit dem Reste stürmte vorwärts, hinter diesen wälzte sich die Schar der Schweden, welche die Flucht der Kaiserlichen zu verhindern suchte. Regina wurde zwischen die Mauern eines niedergebrannten Hauses gedrängt; schraubend suchte sich das geängstigte Ross über die verkohlten Trümmer einen Ausweg.

„Si, ei! Soll ich meinen Blicken keinen Irrtum zutrauen, daß ich des Stadtrichters Töchterlein sehe wie es leibt und lebt," sprach neben Regina eine rauhe Stimme und die gedrungene Gestalt des roten Christof wurde in der Mauerecke sichtbar. „Sm, hm, mein holdes Täubchen," fuhr der Rote fort, „wir treffen uns auf sonderbarem Wege wieder und wenn auch alles mißglückt, so habe ich doch an Euch eine Beute, die mir jede andere im Preise hoch aufwiegt." Hastig griffen seine Hände nach den Zügeln ihres Rosses, dieses schaute, schlug mit den Hufen nach hinten aus und flog in entgegengesetzter Richtung in rasendem Galopp mit seiner Bürde durch eine der öden Gassen der Stadt hinaus ins Freie. Zielloos setzte der flinke Renner in

gewaltigen Sähen über Stock und Stein, über Gräben und Bäche, quer über die Felder dem Walde zu.

Mit dem Mute und der Kraft, wie sie nur die Verzweiflung zu geben vermag, hielt sich Regina an der Mähne des Tieres fest, um nicht im Fluge zur Erde geschleudert zu werden. Aus immer weiterer Ferne drang das wirre Getöse des Kampfes an ihr Ohr. Zirbs und ein Teil seiner Krieger entkamen durch die Flucht, die übrigen blieben als Tote und Verwundete auf dem Kampfplatze. Schweißtiefend verminderte endlich das Ross seinen tollen Lauf und trabte pustend und schnaubend auf einem holprigen Fahrweg immer tiefer in den Wald.

Der Morgensonne erste Strahlen fielen durch die dunkelgrünen Tannenzweige auf den moosüberzogenen Waldesgrund, als sich Regina von der neuerdings überstandenen Todesangst joviel erholte, daß sie den Rücken des vor Ermattung zitternden Tieres verlassen konnte.

Mit langsamen, schwankendem Schritte setzte sie, ohne zu wissen wohin, ihre Wanderung fort; mit tiefhängendem Kopfe folgte ihr das Pferd. Wohl eine halbe Stunde mochte Regina ihren Weg verfolgt haben, als sich der Wald lichtete und ein helles Wiesengrün durch die Bäume schimmerte. In der Nähe rauschte durch Erlen und Weidengebüsch ein silberheller Fluß und die dröhnenden Schläge eines Eisenhammers schallten aus einiger Entfernung an ihr Ohr. „Mein Gott, steh mir bei, wo mag ich mich hier befinden?“ lispelte das Mädchen vor sich hin und spähte ängstlich in die Runde.

Einige hundert Schritte zur Rechten, nahe am Flußufer, stieg eine aschgraue Rauchsäule empor, welche der Morgenwind durch die Baumwipfel wirbelte. Abseits von der qualmenden Stätte stand, teilweise von niederem Strauchwerk bedeckt, eine einfache hölzerne Hütte mit ruffigen Wänden. Ein Mann mit einem breitkrämpigen Hute und schwarz am ganzen Leibe,

als sei er der Hölle entsprungen, hantierte mit verschiedenen Werkzeugen rings um einen Meilerhauzen, von welchem der dicke Rauch aufstieg.

Nun erkannte Regina, daß sie in der Nähe einer Kohlenstätte sei. Unschlüssig, was sie nun tun sollte, überlegte das Mädchen, als das hinter ihr stehende Roß laut zu wiehern anfing.

Erschrocken fuhr der Kohlenbrenner beim Meilerhauzen empor und starrte nach der Jungfrau. Als er aber sonst Niemanden erblicken konnte als die Jungfrau neben dem gesattelten Roß, ergriff er einen gewaltigen eisernen Kohlerechen und kam langsamen Schrittes auf Regina zu. In einiger Entfernung blieb der Köhler stehen und grinste voll Verwunderung freundlich das Mädchen an, dann begann er mit hohlklingender Stimme: „Hä, hä, ganz natürlich, was macht denn die hübsche Jungfer hier im Walde, hä, hä, ganz natürlich, sie hat sich wohl hier verirrt, hä, hä, ganz natürlich. Haben Sie keine Angst und sagen Sie mir, wo der Weg hinführen soll, ich, der alte Holzman, werde Sie schon wieder zurechtweisen, hä, hä, ganz natürlich. Aber poß Wetter, habt Ihr hier ein prächtiges Roß und einen schönen Sattel auf demselben! Hä, hä, ganz natürlich, schöner könnt sichs ein kaiserlicher Reitersmann nicht wünschen, hä, hä, ganz natürlich; aber nehmts nicht übel, Jungfer, wenn ich zu Euch von Kriegsknechten plausche, ich dachte mir, die Satanzracker von Schweden seien in der Nähe, als Euer Roß wieherte, hä, hä, ganz natürlich, deshalb erschrak ich nicht wenig, denn den Schelmen darf man noch weniger trauen, als den Kaiserlichen, hä, hä, ganz natürlich.“ Der Kohlenbrenner schwieg und zwinkerte mit den Augen, während ein gutmütiges Lächeln um seinen breiten Mund spielte.

„Wo bin ich hier, guter Mann?“ fragte Regina, welche zu dem freundlichen Köhler bald Vertrauen gefaßt hatte.

„Hä, hä, ganz natürlich, im Orte Hütten *) seid Ihr Jungfer, hört Ihr den Hammerschlag, welcher aus der Karolushütte kommt, hä, hä, ganz natürlich, weiter unten liegt noch der Johanneshammer und noch weiter unten die Eisenschmelze, hä, hä, ganz natürlich, aber jetzt nehmt es nicht übel Jungfer, wenn ich etwas neugierig bin und frage: Wo kommt Ihr her und wo wollt Ihr hin?“ sagte der Köhler.

Regina erzählte nun dem Kohlenbrenner ihr Schicksal, die schrecklichen Erlebnisse der letzten Tage und schließlich ihre letzte Flucht auf dem Rücken des Pferdes, welchem sie ihre Rettung verdanke.

Christian Holzmann, der Kohlenbrenner, war von dem Schicksale des Mädchens tief ergriffen. Er hatte sich während der Erzählung Reginas auf einen Baumstamm niedergelassen, sprang aber jedesmal, wenn Regina eine neue Gefahr schilderte oder einer Greuelthat erwähnte, mit geballten Fäusten von seinem Sitze auf und rief: „Hä, hä, ganz natürlich, der Teufel soll die Schufte holen!“ Als Regina, von tiefem Schmerze übermannt, schwieg, und das Angesicht zur Erde gerichtet bitterlich weinte, sagte der Köhler, dem gleichfalls zwei helle Tropfen über die eingefallenen berußten Wangen rollten: „Hä, hä, ganz natürlich, kommt mit mir, Jungfer, in meine Hütte, dort könnt Ihr bleiben! Rätchen wird Euch Gesellschaft leisten hä, hä, ganz natürlich.“ Der Köhler nahm das Roß beim Zügel und schritt voran der Hütte zu, Regina folgte. Nachdem der Holzmann das Roß in einem Stall, welcher sich neben der Hütte befand, untergebracht hatte, öffnete er die niedere Türe, welche in seine Wohnung führte und hieß das Mädchen in das ruhige Innere treten.

Ein roher Tisch nebst einigen Sesseln, ein alter Kasten und zwei Bettstellen waren das gesamte Mobilar der armseligen Wohnung. „Rätchen, hä, hä, ganz natürlich, wo bist Du, hier bring ich Dir einen Gast

*) Die heutige Ortschaft Karlsthal hieß damals Hütten.

und noch dazu einen gar vornehmen, des Stadtrichters schönes Töchterlein von Engelsstadt, welche sich vor den gottverdammten Schweden hierher geflüchtet und Schutz bei uns sucht, hä, hä, ganz natürlich, hast Du's gehört, Rätthchen, wir behalten das Fräulein bei uns, geben ihr Wohnung und Speise, hä, hä, ganz natürlich, bis Gott der Herr wieder bessere Zeiten über unsere Heimat schickt", rief der Köhler in die Wohnung.

In der hinteren Ecke der Stube hatte sich ein junges Mädchen mit einem hübschen, blühenden Gesichte, welches an einem Leinenkleide nähte, erhoben und blickte verwundert nach der Eintretenden. „Seid uns willkommen!“ sagte das Mädchen mit heller Stimme, während sie ihre Näherei beiseite legte und Regine's Hand ergriff. „Benjamin, der Hammermeister, hat es uns erzählt, wie fürchterlich die Schweden in Engelsstadt hausten, selbst der Feuerschein der brennenden Stadt erhellte in jener Schreckensnacht unser einsames Thal und tiefe Röte überzog den Himmel. Kommt, setzt Euch, Ihr werdet sehr ermüdet sein, ich will sogleich eine Mahlzeit bereiten.“

„Hä, hä, ganz natürlich, das ist ja recht hübsch von Dir, Rätthchen“, sagte der in der Thüre stehen gebliebene Köhler und schritt dann zu seinem Meilerhaufen.

Regina fühlte sich bei dem guten Köhler und seiner liebenswürdigen Tochter bald recht heimisch. Die muntere Räthe plauderte so vertraulich und führte dabei das kleine Hauswesen, denn sie war mit ihrem Vater allein in der Einsamkeit, seitdem ein böses Nervenfieber ihrer Mutter vor einem Jahre den Tod gebracht. Obwohl der Köhler Holzmann sehr arm und seine Hütte an der Dypa haufällig und ruhig aussah, so hielt jedoch Rätthchen das Wenige, was sie besaßen, reinlich und sauber. Ein kleines Gärtchen neben der Hütte am rauschenden Dypafluß hatte sie mit Gemüsen und Blumen bebaut, so daß dasselbe einen recht freundlichen Anblick gewährte. Zwei muntere Ziegen weideten im Gebüsch am Flußufer und ein zum Mästen bestimmtes Schweinchen grunzte in dem an die hin-

tere Wand der Hütte angebauten Stall. Am folgenden Tage ging Rätchen nach dem in einiger Entfernung von der Köhlerhütte befindlichen Ort Hütten, um für ihren Haushalt einen Einkauf zu machen. Sie kehrte aber bald wieder mit schreckensbleichem Angesichte zurück und erzählte mit zitternder Stimme, die Schweden hätten in der verflossenen Nacht Freudenthal erstürmt und mit ihren Truppen besetzt, nun sei an einen Abzug der Schweden aus unserer Gegend sobald nicht zu denken — der Hammermeister Benjamin habe es gesagt.

„Hä, hä, ganz natürlich, bis nicht erst alles zusammengreift, jeder Mann, der eine Waffe tragen kann, dreinschlägt in das Raubgesindel, eher gibt es weder Ruhe noch Frieden, hä, hä, ganz natürlich,“ bemerkte der Köhler, welcher in die Stube getreten war.

* * *

Zwei Wochen unsäglichen Glücks waren seit jener Schreckensnacht verflossen, wo Freudenthal in die Hände der Schweden fiel. Schonungslos ohne Erbarmen herrschte Torstensohn und verfügte nach Willkür über Leben und Tod der katholischen Bevölkerung. Der katholische Gottesdienst wurde abgeschafft; die Priester, welche sich nebst einigen Bürgern geweigert hatten, die Kelche und Monstranzen aus ihren Verstecken zu suchen und dann die Kirche den Protestanten zur Abhaltung des evangelischen Gottesdienstes zu übergeben, wurden auf Torstensohns Befehl vor der Kirche von einer Abteilung Musketiere erschossen. Den Protestanten erteilte der schwedische General alle möglichen Freiheiten und Vorrechte und schürte auf diese Weise den ehedem mehr im Verborgenen schlummernden Haß zwischen den katholischen und protestantischen Einwohnern zur hellen Flamme. Der Bürgermeister Ziela, der Senator Schilder und der Stadtsyndikus Groß nebst drei Zunftmeistern, welche die Bürgerfähnlein kommandiert hatten, saßen hinter Schloß und Riegel und erwarteten ihr unausbleibliches Schicksal. Die

katholischen Ratsherren wurden ihrer Aemter entzogen und ihres Eigenthums verlustig erklärt. Häuser und Besitze der Katholiken wurden denselben nach Willkür entzogen und an Protestanten verschenkt. Scharenweise traten nun die hartbedrängten Katholiken zum evangelischen Glauben über, um die Vorrechte der Protestanten genießen zu dürfen und von weiteren Quälereien befreit zu sein. Dies war der Zweck, welchen Torstensohn erreichen wollte. An die Stelle des eingekerkerten Bürgermeisters Zieltz wurde der als entschiedener Feind der Kaiserlichen, sowie als eifriger Anhänger des Protestantismus bekannte Goldschmied Hans Just zum Bürgermeister ernannt. Der glücklich dem Schlachtgetümmel entronnene Adlerwirt Hübner und der rote Christof erhielten Titel und Aemter als Ratsherren. Letzterer wurde außerdem noch mit einem schönen einstöckigen Hause samt Garten beschenkt, weil sein väterliches Haus bei der Explosion der von ihm angelegten Mine samt der Stadtmauer eingestürzt war und die alte Muhme Susanne unter den Trümmern begrub. So standen die Verhältnisse in Frenndenthal und gestalteten sich immer peinlicher für das zusammengeschmolzene kleine Häuflein der ihrem Glauben treu gebliebenen Katholiken.

Die arg mitgenommenen Festungswerke der Stadt wurden unter der erzwungenen Mithilfe der Bürger von den Schweden wieder ausgebessert und aufs Neue befestigt. Auf den Bastionen, Vorwerken und Wällen wimmelte es von schwedischen Soldaten und die Feuerschlände der Kartanunen, Wallstücke und Feldschlangen blickten düster toddrohend ringsum in die Ferne.

In der Senfzerzelle des Gefängnisturmes saß der Statthalter Klippel noch immer als Gefangener. Torstensohn hatte über das Schicksal der Gefangenen noch nicht entschieden, aber die Entscheidung sollte nicht mehr lange auf sich warten lassen. Tage, welche dem tatkräftigen Ritter eine Ewigkeit dünkerten, endlose Nächte, welche langsam dahinschliefen, während er

schlaflos auf seinem dumpfigen Strohlager die Minuten zählte, waren seit seiner Gefangenschaft verflossen. Schon begann es eines Tages zu dunkeln, und nur ein kaum mehr wahrnehmbarer Lichtschimmer fiel durch das kleine, mit starken Eisenstäben vergitterte Fenster in die Kerkerzelle des Statthalters, als vor der wohlverschlossenen Pforte das Rasseln eines Schlüsselbundes vernehmbar wurde, bald drehte sich ein Schlüssel in dem verrosteten Schloß und die Pforte wurde heftig aufgestoßen. Ein schwedischer Soldat mit einer brennenden Fackel erschien im Kerker, welchem drei Offiziere folgten.

Der Eine von den Schweden trat dicht vor den Statthalter und fragte barsch: „Seid Ihr Georg Wilhelm von Elkershausen, Klippel genannt, gewesener Statthalter von Freudenthal?“

„Der bin ich!“ erwiderte Klippel finster.

„Ihr habt von der Gnade unseres Feldherrn Torstensohns nichts mehr zu hoffen“, begann der Vorige wieder, „das Todesurteil ist über Euch und Eure Anhänger gefällt und wird morgen nachmittags an Euch vollzogen werden, man wird Euch erschießen. Nun wißt Ihr, was Euch bevorsteht und könnt noch Eure Vorbereitungen zum Tode treffen.“ Rasch wandte sich der Schwede um und schritt, von seinen Begleitern gefolgt, aus dem Kerker.

Obwohl Klippel auf das Aergste vorbereitet war, so machte doch die plötzliche Verkündigung des nahen Todes auf einen Augenblick das Blut in seinen Adern erstarren.

Noch einige Minuten stand der Statthalter, nachdem sich die Kerkerthüre wieder krachend geschlossen hatte, aufrecht, starr wie ein Bild von Erz in der ihn umgebenden Dunkelheit. Also keine Hoffnung auf Rettung, sondern der kalte, alles abschließende Tod harrte seiner, das sollte das Ende seines ruhm- und tatenreichen Lebens sein. — Ein bitteres, noch nie empfundenes Weh krampfte sein Herz zusammen, Haß, Wut und Todesfurcht erfüllte sein ganzes Wesen. Unwill-

fürlich sank er auf seine Knie nieder und streckte seine Hände zu Gott, um Hilfe flehend, gegen den Himmel

Heulend fuhr der Sturmwind durch das alte Gemäuer des Turmes und rüttelte an dem Fenstergitter des Kerkers, durch welches von Zeit zu Zeit ein grelles Wetterleuchten flammte, dem ein ferner, dumpfer Donner folgte. Uudurchdringliche Finsternis erfüllte den Raum, auf Augenblicke von den zuckenden Blicken des immer näher kommenden Gewitters erhellt. Der noch immer auf dem feuchten Boden der Kerkerzelle knieende Statthalter achtete nicht auf den in der Natur herrschenden Aufruhr, tobte es in seinem Innern doch ebenso gewaltig — in der letzten Nacht seines so unglücklich zu Ende gehenden Lebens.

Auf dem Gange vor der Kerkerpforte wurden Schritte und halblaute Stimmen vernehmbar. Gott im Himmel, kommen sie schon, um ihn in dieser graufigen Nachtstunde zum Tode zu führen!? — Nein, das können sie nicht tun! Seine Hinrichtung hatte Torstensohn erst für den kommenden Tag nachmittags anberaumt. Aber der tyrannische, erbarmungslose Schwede konnte ja seinen Befehl geändert haben, vielleicht hatte er seinen Henkern befohlen, in finsterner Nacht den verhassten Gegner zu morden. — Die Schlüssel rasselten an der Pforte, welche sich in ihren Angeln freischend öffnete. Lichtschein fiel aus einer Blendlaterne durch die sich öffnende Türe und hüpfte grell und unstät wie ein Ferkel über die Steinflesien des Fußbodens. In der Türöffnung erschien die wilde Gestalt des Schließers und hinter diesem, in einem langen, von Regen triefenden Mantel, gebückt einherschreitend, ein protestantischer Prediger.

„Gott zum Gruß und der Friede des Herrn sei mit Euch,“ begann mit salbungsvollen Worten der Prediger, während er das volle Licht der Blendlaterne auf das mit Totenblässe überzogene Angesicht des Statthalters fallen ließ. „Unser ruhmreicher, für den reformierten Glauben der protestantischen Kirche

kämpfender Feldherr Torstenjohu hat mir die Bitte und Euch die große Gnade gewährt, bei Euch erscheinen zu dürfen, um Euch mit Worten des Trostes und der christlichen Liebe zur immer näher rückenden Todesstunde zu stärken, und ich hoffe, daß Ihr mich als Diener Gottes und Euren Freund erkennen, sowie meine Trostworte nicht zurückweisen werdet.“ Der Prediger setzte seine Blendlaterne auf den Fußboden und kniete neben dem Statthalter nieder, welcher wie geistesabwesend nach dem Angekommenen starrte. „Ich will mit dem Verurtheilten einige Gebete verrichten und wollte Euch deshalb bitten, uns allein zu lassen“, wandte sich der Prediger an den Schließer, während er ein dickleibiges Andachtsbuch aus seinen Kleidern zog. Dieser griff, ohne ein Wort zu erwidern, nach der Türe und verließ die Zelle. „Geda, guter Freund!“ rief ihm der Prediger nach, „verschließt mir nur, so lange ich hier weile, die Türe nicht, ich liebe die Vorsicht und will Euch nachher die Schlüssel schon selbst in Eure Wohnung bringen.“

„Schon gut, aber achtet auf den Gefangenen“, brummte der Schließer und schritt davon.

Der Prediger blickte voll Theilnahme auf den Gefangenen, dann beugte er sich zu dessen Ohr und flüsterte leise: „Verliert den Mut nicht, Herr Statthalter, wenn uns Gott weiter seine Hilfe spendet, ist Eure Rettung nahe; erkennt Ihr mich? Ich bin zu Eurer Befreiung gekommen.“

Der Statthalter blickte verwundert den Sprecher an und forschte in dessen Gesichtszügen. „Der Klang Eurer Stimme ist mir bekannt, auch dieses Antlitz habe ich schon gesehen, wäre es möglich, in Euch den Klausner vom Engelsberg vor mir zu haben! Aber, nein, das ist wohl nur Täuschung und eitler Trug“, flüsterte Klippel.

„Kein Trug und keine Täuschung, ich bin Josef der Klausner, wie ich leib und lebe, und wählte diese Maske zu Eurer Rettung“.

Elfershausen schnellte vom Erdboden empor. „Wie, ist es möglich, Ihr wollt mich retten!“ sagte er und die Hoffnung belebte ihn aufs Neue mit wunderbarer Kraft, der gesunkene Mut erfüllte wieder sein Herz und neue Lebenslust durchglühte seinen Körper.

„Hört zuerst meine Worte, dann flieht“, sprach der Klausner und zog den Statthalter neben sich auf das modrige Strohlager. „Als ich Euch am Tage nach der Zerstörung von Engelsstadt mit der Zusicherung verließ, die Bergknappen für Euch zu gewinnen, gelangte ich unter mancherlei Gefahren zu meiner Klause auf den Engelsberg; die Bergknappen, zu welchen ich flüchtete, als ich von schwedischen Soldaten verfolgt wurde, erklärten sich zu Eurer Hilfe bereit; auch in den nächsten Ortschaften warb ich Sünder und brachte eine Truppe von mehr als vierhundert Mann zusammen. Schon hatten wir uns auf dem Engelsberg versammelt und die Stunde des Abmarsches nach Freudenthal bestimmt, als uns ein an Zahl dreimal überlegener Haufe Schweden den Engelsberg herauf entgegengezogen kam. Das war offenbar Verrat und ich kenne den elenden Verräter und Spion — es ist kein Anderer als der rote Christof.“

„Der Niederträchtige!“ fiel Klippel ein, „er hat auch Freudenthal den Feinden ausgeliefert.“

„Ein Kampf mit den Schweden wäre Wahnsinn gewesen, denn dieselben schossen Feldschlangen in unsere Reihen, welche furchtbare Verheerungen anrichteten. Peter von der Siebenbrüderzeche am „Goldenen Hirsch“, welcher das Kommando übernommen hatte, befahl den Rückzug vor dem anrückenden Feind und wir flohen nach dem Walde; die Schweden verfolgten uns nicht weiter, sondern zogen nach Engelsstadt zurück und von dort bei Einbruch der Nacht nach Freudenthal; in der kommenden Nacht erfolgte der Sturm und die Stadt fiel den Schweden in die Hände. Am anderen Morgen traf ein kaiserlicher Rittmeister zu uns, die Schweden hatten ihn gleichfalls arg mitgespielt und er verlor die Hälfte seiner Mannschaft.“

„Da, Zirbs wurde von den Schweden zurückgejagt!“ rief Klippel.

„Ja, Zirbs, so heißt der Rittmeister“, fuhr der Klausner fort, „er ließ seine Krieger bei uns und zog weiter, um ein neues Korps anzuwerben. Vor zwei Tagen kehrte er mit freudestrahlendem Angesicht zurück, er hatte in der Gegend von Troppau und Jägerndorf zu dem Heere des Erzherzogs Leopold gestoßen, welcher gegen Freudenthal herangezogen kommt, um die Stadt zurückzuerobern. Ich wählte die Verkleidung als evangelischer Prediger und gelangte, indem ich vorgab, von den Kaiserlichen arge Mißhandlungen erduldet zu haben, gestern nach Freudenthal, um, wenn es mir möglich wäre, Euch zu finden und die frohe Botschaft zu bringen. Da vernahm ich zufällig Euer Schicksal und beschloß, Euch zu retten.“

„Gott möge Eure Treue lohnen, guter Klausner“, sprach tief ergriffen Klippel und drückte dem Alten die Hand, aber wie wollt Ihr meine Flucht aus diesem wohlbewachten Gefängnisse möglich machen? Ich finde weder Mittel noch Wege.“

„Daran habe ich schon gedacht und alles reiflich erwogen und ich setze alle meine Hoffnung auf das Gelingen meines Planes“, erwiderte der Klausner, dann fuhr er in gedämpftem Tone fort: „Es ist nahe an Mitternacht, das Unwetter tobt schrecklich, die Stunde ist Eurer Flucht günstig, bereitet Euch also vor und legt meinen Mantel, meinen Hut und auch mein Priesterkleid an.“ Bei diesen Worten entledigte sich der Klausner der genannten Kleidungsstücke, während Klippel dieselben hastig anlegte.

„Was soll aber mit Euch geschehen, alter Freund?“ fragte Klippel und blickte besorgt auf den halbentkleideten Alten.

„Ich bleibe hier“, erwiderte dieser mit fester Stimme und zog aus der Tasche seines Wamses einige Stricke. „So, jetzt fesselt meine Hände und Füße, stopft meineckwegen noch dieses Tuch in meinen Mund, dann nehmt die Blendlaterne und verlaßt die Kerkerzelle,

schließt auch die Pforte zu und übergibt den Schlüsselbund an den Schließer. Man wird keinen Argwohn hegen und Ihr gelangt glücklich an den Wachen vorüber in die enge Turmgasse, dort erwartet Euch der Obrist Friedrich v. Heinau, welcher sich in der Stadt bei seinen Freunden verborgen hält; das Erkennungswort ist Engelsberg. Heinau wird das Weitere zu Eurer Freiheit tun; jetzt verliert keine Zeit mehr, überlaßt mich meinem Schicksale und geht mit Gott."

Klippel zögerte, dem Klausner die dargebotenen Stricke um Hände und Füße zu schlingen.

"Wenn Ihr Euch nicht beeilt, stürzt Ihr Euch und mich ins Verderben, wer birgt uns dafür, daß nicht in der nächsten Minute der Schließer mit einer Wache erscheint, um wegen meines langen Verweilens bei Euch nachzusehen, dann sind wir beide verloren; so werde ich sagen, Ihr habt mich überwältigt und seid geflohen."

Gilig legte Klippel dem Alten die Bande an, klopfte das Tuch locker in seinen Mund und ergriff die Blendlaterne, ein dumpfes „Schük Euch Gott!“ kam über seine Lippen und festen Schrittes verließ er den Kerker.

Alles ringsum war in dichte Finsternis gehüllt — öde und menschenleer. Das Gewitter hatte sich gegen Westen über das Hochgebirge gezogen; Blitz auf Blitz loderte aus dem pechschwarzen Wetterhimmel und dichter Regen rauschte zur Erde, unaufhörlich rollte der Donner und mischte sich mit dem Heulen des Sturmwindes. In der Wohnung des Schließers brannte ein düstres Lämpchen. Klippel klopfte leise an der Pforte, aber es blieb im Innern still, nur die schnarrenden Töne eines Schlafenden waren vernehmbar. Noch einmal klopfte der Statthalter und rief mit verstellter Stimme halblaut: „He, öffnet einen Augenblick, guter Freund, ich bringe Euch die Schlüssel von der Senzzerzelle!"

„Aha, ja so,“ ließ sich in der Wohnung eine tiefe Bassstimme vernehmen, die Thür öffnete sich und das verschlafene Gesicht des Schließers wurde sichtbar.

„Habt viel Geduld mit dem gefangenen Schelm da unten gehabt, das wäre wahrlich nicht nach meinem Geschmack, zwei Stunden lang bei Nacht und Graus in dumpfiger Kerkerzelle zu sitzen,“ sagte der Schließer an den Augenlidern ziehend, während er das Schlüsselbund entgegnahm.

„Solche Opfer muß man Gott zur Ehre und der armen sündhaften Menschheit zum Heile bringen. Gute Nacht, mein Bester, gehabt Euch wohl,“ sprach Klippel halblaut.

„Wünsche gleichfalls eine gute Nacht, Herr Prediger,“ erwiderte gähnend der Schließer und schlug dröhnend die Türe zu. Rüstig schritt Klippel weiter und zog den Mantel fest um seine Schultern. Am Tore der äußeren Mauer, welche den Turm umgab, stand eine Wache.

„Halt, wer kommt da!“ rief der wachhabende Soldat und fällte seine Hellebarde.

„Ich, der Prediger, kehre von dem zum Tode verurteilten Statthalter Elfershausen zurück,“ gab Klippel zur Antwort.

„Passiert!“ erscholl es, und Klippel trat durch eine enge Seitenpforte, welche der Soldat öffnete, ins Freie.

Wie wohl tat dem aus den dumpfen Kerkerräumen Kommenden die frische, reine Nachtluft! Wie hob sich seine Brust wieder im Gefühle der Freiheit! Behutsam schlich Klippel die in tiefster Finsternis liegende Gasse entlang. Da flammte ein greller Blitz über den Himmel und eine hohe kräftige Gestalt tauchte hinter der Ecke eines Hauses empor.

„Engelsberg!“ flüsterte die Gestalt.

„Engelsberg!“ erwiderte Klippel.

„Gott sei Dank, so weit wäre Eure Flucht gelungen, Ritter von Elfershausen,“ sagte tiefaufatmend der Obrist von Heinau. „Kommt, wir haben Eile, noch ehe der Morgen graut, müssen wir die Stadt verlassen.“ Der Obrist ergriff die Hand des Statthalters und zog ihn durch ein enges Seitengäßchen, aus welchem rau-

schend ein Strom Regenwasser floß. Hier klopfte er leise an die Scheiben eines niederen Fensters.

Das Fenster wurde geöffnet.

„Steigen Sie durch das Fenster, Herr Statthalter,“ flüsterte Heinau, indem er die Blendlaterne aus der Hand des Statthalters nahm. Mit einem gewandten Saße hatte sich Klippel in das Innere des Hauses geschwungen, Heinau folgte ihm. Von unsichtbaren Händen wurde der Fensterladen geschlossen, bald flammte es hell auf und ein Kerzenlicht erhellte das einfache aber recht wohllich eingerichtete Gemach.

Ein junges Mädchen von wunderbarer Schönheit, eine echte Tochter aus Schlesiens Bergen, ergriff gerührt des Ritters Hand und sagte: „Seid uns willkommen, Herr Statthalter! Wer hätte es jemals geahnt, daß wir als arme Flüchtlinge fliehen müßten vor den blutbefleckten Händen unserer Henker.“

„Wem gehört dies schöne Kind?“ sagte tiefgerührt Klippel.

„Sie ist meine Braut, die Tochter des Goldschmieds Just, des gegenwärtigen Bürgermeisters von Freudenthal, des Günstlings des schwedischen Feldherrn Torstensohn,“ erwiderte Heinau.

„Herr, ich bin unschuldig und frei von dem Fanatismus meines Vaters,“ stammelte die Jungfrau unter Tränen.

„Und sie verließ aus Liebe zu mir ihren Vater, um mit uns aus ihrer Vaterstadt Freudenthal zu fliehen,“ fügte Heinau bei.

„Wer hat je des Weibes Herz ergründet, das Herz, welches saust und still im heimlichen Familienkreis als Gattin und Mutter des Himmels Seligkeit ins Tal der Leiden pflanzt, oder, erfüllt von des Schicksals Bitterkeit, vorwärts stürmt, Trotz gebietend drohenden Gefahren,“ sagte Klippel, die Hand des Mädchens drückend. Eine Seitentür öffnete sich und zwei schwedische Musketiere traten in die düster erleuchtete Wohnung. Klippel sprang voll Entsetzen zur Seite und griff nach einer an der Wand lehrenden Hellebarde.

„Fürchtet nichts, Herr Statthalter, es sind unsere Freunde, wir haben diese Masken gewählt, um unsere Flucht zu sichern und wollen dieselben sogleich selbst anlegen!“ sprach der Obrist und entnahm einem Kleiderschranke drei schwedische Musketeiers-Uniformen. In wenigen Minuten standen Klippel, der Obrist Heinau und Agnes, des Goldschmieds Töchterlein, als schwedische Musketiere verkleidet, mit Musketen bewaffnet, zum Abmarsche fertig. Geräuschlos betraten sie die Gasse, die beiden anderen Männer, gleichfalls der schwedischen Gefangenschaft entronnene kaiserliche Soldaten, folgten nach und der abenteuerliche Zug setzte sich in abgemessenem Schritte als schwedische Wache der Keiser Vorstadt zu in Bewegung. Das Gewitter hatte sich verzogen, nur aus weiter Ferne jenseits des Gebirges rollte noch zeitweilig dumpfer Donner. Auch der Regen strömte nicht mehr so dicht vom Himmel, allmählich zerriß der immer noch heftig wehende Wind die schwarzgrauen Wolkenmassen, einzelne Sterne schimmerten durch die Lücken vom tiefblauen Firmament. Schon hatten die Flüchtlinge das Keiser Thor erreicht.

„Wohin!? fragte kurz der Wachtposten am Tore.

„Deffnet, es gilt eine Streifung nach Altstadt! Zirbs, der kaiserliche Rittmeister, soll sich da in der Nähe umhertreiben,“ sagte der Obrist Heinau mit gedämpfter Stimme.

Der Wachthabende öffnete, ohne weiter ein Wort zu verlieren, das Thor.

„Achtung! Marsch!“ kommandierte Heinau, stramm mit der Muskete den anderen voran durch das Thor schreitend.

„Laßt Euch nicht von dem grimmigen Zirbs mit blutigen Köpfen nach Hause schicken!“ rief ihnen der Wachtposten nach und schloß das Thor. Ohne Unterbrechung, sich keinen Augenblick Rast gönnend, setzten die Flüchtlinge ihren Weg fort, dem Engelsberge zu.

Der stürmischen Gewitternacht folgte ein herrlicher Morgen. Der Osthimmel überzog sich mit blassem

Licht, die strahlenden Sternenkränze erbleichten allmählig vor der sich nähernden Königin des Tages, als der Statthalter und seine Gefährten die verödete Engelsstadt erreichten. Eilig durchschritten sie die mit Holz und Steintrümmern bedeckten Gassen; kein lebendes Wesen zeigte sich ihren Blicken, wüst und menschenleer starrten die ausgebrannten Ruinen der Häuser in den dämmernden Morgen. Die Sterne verloren sich und in dunkler Glut entflammte der Morgenhimmel über ihren Häuptern, als die Fliehenden den Lannenforst am Engelsberg erreichten. Das prachtvolle Schauspiel des Sonnenaufgangs und des Welterwachens begann. Wie ein lichtgrauer Vorhang rollte sich der Nebel über den Tälern auf, die Sonne streute ihr Erstlingsgold über Höhen und Tiefen. Die Gebirgswelt schwamm in einem Meer von Licht; an Blumen und Pflanzen, an den Grashalmen des Wiesenteppiches blitzten in spielernden Farben die Diamanten des Thaues. Ermüdet vom eiligen, angestregten Marsche ließ sich das Häuflein der Flüchtlinge am Saume des Waldes ins weiche Moos nieder, um von den überstandenen Strapazen der Flucht etwas auszuruhen. Besonders war es Agnes, welche seit dem Verlassen des Vaters, als sie von der Liebe Zaubermacht überwältigt, zu ihrem Geliebten, dem Obristen Heinau, geflohen war, um dem Groll ihres Vaters zu entgehen, noch wenig Ruhe gefunden hatte; täglich hatten sich neue aufregende Ereignisse vor ihren Blicken abgespielt und ihr Frieden und Ruhe geraubt. So lag sie jetzt nach hartem, angestregtem Marsch einer Schlummernden ähnlich, voll Müdigkeit in Heinaus Armen. Hier, auf der einsamen Höhe des Engelsberges, konnten die Flüchtlinge unbesorgt der Ruhe pflegen, denn die Gegend ringsum war seit dem Falle Freudenthals frei von den Schweden. Starr und sinnend saß Klippel, den Rücken an einen Felsblock gelehnt, und blickte hinab auf die vor ihm von der Morgensonne beschienene Landschaft. Da drang aus dem nahen Gebüsch ein markerschütternder Aufschrei, ein Hilferuf, wie ihn die

Todesangst der sterbenden Brust entreißt. Erschrocken fahren die Flüchtlinge vom Boden auf und die Männer griffen nach ihren Waffen. Noch einmal drangen die schrillen Jammerlaute aus dem Gebüsch, dann wurde es still, nur die Morgenluft rauschte durch den Wald.

„Was soll das bedeuten?“ fragte Klippel und blickte mit halb verwunderten, halb scheuen Blicken den Obristen an.

„Wir wollen zur Stelle gehen, um zu sehen, was hier vorgeht,“ erwiderte Heinau mit ernstem Gesichte und ließ Agnes sanft ins Moos gleiten.

Der Obrist und die beiden kaiserlichen Soldaten schlichen mit gezückten Waffen in den Wald der Stelle zu, von woher man die Jammertöne vernommen hatte. Kaum hundert Schritte im Forst bot sich den Männern ein grauenvoller Anblick dar. Ein Blitzstrahl hatte in der verflossenen Gewitternacht in einen mächtigen alten Tannenbaum eingeschlagen und denselben niedergeschmettert; unter dem Riesenstamme der Tanne lag, mit gebrochenen Gliedern, das sterbende Auge weit aus den Höhlen gedrängt, starr aufwärts gerichtet, der rote Christof. Hoch hob sich im schmerzlichen Todeskampf die Brust des Schwerverletzten und ein lautes Röcheln verkündete den nahenden Tod. Der Obrist versuchte den Körper des Verunglückten unter dem Baumstamme mit Hilfe seiner Begleiter hervorzuziehen, aber vergebens. Der Stumpf eines abgebrochenen Astes war durch den Leib gedrungen und hielt den Körper auf dem Erdboden wie angepfählt.

Der rote Christof, welcher den Obristen und seine Gefährten in Folge ihrer Verkleidung für Schweden hielt, hob wie um Hilfe flehend beide Hände empor und stammelte: „Mich hat Gott gerichtet!“

Heinau beugte sich über den Sterbenden und fragte: „Was ist mit Euch vorgefallen, wie kommt Ihr an diesen entlegenen Ort, roter Christof?“

„Ach, o Gott!“ stöhnte der rote Christof, ich bin verloren — ich muß sterben — und der kostbare Schatz

— glänzendes Gold und Silber — o, ich muß es lassen — ich kanns nicht mehr erreichen“, seine Stimme stockte, krampfhaft ballten sich seine Fäuste, ein dunkelroter Blutstrahl schoß aus seinem Munde, doch noch einmal raffte er alle seine mit dem Tode fliehenden Kräfte zusammen und stammelte heiser: „Vergraben habe ich den Schatz — die Beute aus der Annakirche — aus der Totengruft — der alte Zirbs setzete uns gewaltig nach — o, der Satanskern!“ Das Auge des Sterbenden rollte wild, Wahngewilde tauchten vor seiner Seele auf, ein gräßliches Lachen kam über seine schmerzlich verzogenen Lippen: „Hui, wie sich der Himmel rötet — das ist Feuer — wie es donnert und kracht — das war die Mine — ha, ha, ha, die alte Wuhme Susanne kriecht unter dem Trümmerhaufen hervor, langsam, geisterbleich — sie streckt die Hände nach mir aus — ich fliehe vor dem Gespenst — fort, fort, zum General Torstensohn — ich verlange meinen Lohn — zwei volle schwere Beutel glänzenden Goldes — ha, wie es flimmert, wie es glitzert — mein Sündenlohn — jetzt noch die Beute aus der Annakirche nur schnell ausgraben — reich bin ich — unermesslich reich“ Seine Worte verloren sich in unverständliches Flüstern, plötzlich schrie er laut auf: „Rechts am Wege hinter dem Stein, grau mit Moos bewachsen, liegt der Schatz! Feuerflammen sprühen — es blitzt — ich fahre zur Hölle!“ Krampfhaft streckten sich seine Glieder, ein tiefer röchelnder Atemzug entrang sich seiner Brust, der rote Christof hatte sein Leben geendet.

In einem kühlen Talgrunde, durch welchen sich bald schäumend und tosend über Felsenklippen und vom Sturmwind gebrochene Baumstämme, bald wieder leise murmelnd ein silberklarer Waldbach schlängelte, schritt ein altes, von der Last durchkämpfter Lebensjahre gebeugtes Männchen den schmalen, durch den Wald führenden Fußpfad entlang; es war Winkelmann, der Dorfbarer in Dürrezeiten. Der Alte sammelte Arzneipflanzen und heilsame Wurzeln, welche

im Waldesshatten und auf den Wiesengründen wuchsen. Helles Sonnenlicht fiel durch die Gipfel des hohen Tannenwaldes, mit dessen schlanken Stämmen der Wind spielte. Buntschillernde Insekten summten an dem einsamen Wanderer vorüber, prächtige Falter schwebten von Blüte zu Blüte der kräftig vegetierenden Waldgewächse, während muntere Vöglein singend und zwitschernd ihre Köpfelein neugierig aus den Zweigen des Dickichts steckten, oder flink von Ast zu Ast, von Baum zu Baum flatterten. Weiches, dunkelgrünes Moos überzog den Waldboden und das Trümmergestein. Mit niederem Strauchwerk und Farnkraut überwachsene Felsenblöcke erhoben sich zerstreut ringsumher, und buntblühende Wiesenmatten breiteten sich zwischen den Bäumen an beiden Ufern des Gebirgsbaches aus. Winkelmann, ermüdet von dem längeren, beschwerlichen Wandern durch die Wildnis des Forstes, legte das Pflanzenbündel und seinen Knotenstock am Stamme einer Tanne nieder, dann streckte er selbst seine alten, gebrechlichen Glieder, um auszuruhen, in das Moos.

Mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt, ließ der Alte die kühlen, mit Harz- und Blütenduft geschwängerten Lüfte behaglich über sich hinstreichen. Ruhe und Frieden herrschte in der Einsamkeit des Waldes, hüpfende Lichter fielen durch die Zweige auf den Moosboden. In den Gebüsch und in den Wipfeln der hohen Tannen flüsterte es geheimnisvoll, es waren die Stimmen des Waldes, welche nur derjenige vernimmt, welcher weit weg vom Getümmel der Welt, allein im dunkelgrünen Forste weilt. Winkelmann blickte zuerst empor, wo zwischen den Stämmen der Bäume, ein schmaler Streif des azurblauen Himmels durchschimmerte, dann senkte sich sein Auge auf die vor ihm liegenden bunten Wiesengründe am klaren Forellenbach, mehr und mehr umflorte sich sein Blick, die Müdigkeit lagerte sich bleischwer auf seine Augenlider, in gleichmäßigen Zügen hob und senkte sich seine Brust; er war eingeschlafen. Aus dem nahen Ahorn-

und Buchengebüsch erscholl die meckernde Stimme einer Ziege und nur wenige Minuten währte es, so kam das zierliche Tier in übermütigen Sprüngen aus dem Strauchwerk zum Vorschein. Ueber Stock und Stein sprang die Geiß und mit wenigen Sätzen stand sie vor dem schlafenden Winkelmann. Einige Augenblicke glockte die Ziege den sanft schlafenden Dorfbader an, dann noch ein kühner Seitensprung und sie hatte das am Baumstamm liegende, von dem Bader mühsam gesammelte Pflanzenbündel erreicht.

Zuerst beschnupperte die Ziege von allen Seiten die saftigen, in voller Blütenpracht stehenden Heilpflanzen, dann fraß sie lüstern die buntfarbigen Blumen und Blütendolden und schließlich die Blätter bis auf einige holzige Stengel. Als nun Winkelmanns kostbarer Arzneischatz, bei dessen Sammeln die kühnsten Hoffnungen die Brust des alten Baders erfüllt hatten, auf eine unverhoffte Art und Weise so erbärmlich zu Grunde gerichtet war, gab die Geiß durch mehrere Kreuz- und Quersprünge ihr Wohlbehagen nach der genossenen Mahlzeit zu erkennen, dann trappelte sie wieder auf den Bader los. Der Alte hielt den Kopf tief auf die Brust gesenkt und ließ ein sägenartiges Schnaufen vernehmen. Dies alles mochte die Ziege als eine Herausforderung zum Zweikampf betrachten, sie streckte die Hörner vorwärts und hob, zum Stoße bereit, die Vorderbeine; ein dumpfer Ton wurde hörbar, welchem ein lauter Angstruf folgte.

„O Gott, steh mir bei! Willst du weichen, verdammtes Vieh!“ schrie der so gewaltsam aus seinem Schlummer gerüttelte, zum Tode erschrockene Winkelmann. Das kampflustige Tier ließ sich aber nicht so leicht irre machen und setzte den nun einmal begonnenen Kampf gegen den alten Dorfbader mit verdoppeltem Mute fort. Stoß auf Stoß wurde geführt und in wenigen Minuten lag Winkelmann niedergeschmettert im Moos, aber noch immer nicht ließ die Ziege von dem Besiegten ab, welcher aus Leibeskräften um Hilfe schrie.

„Hä, hä, ganz natürlich!“ erscholl jetzt eine tiefe Bassstimme den Abhang herauf und die rabenschwarze Gestalt des Kohlenbrenners Holzmann, mit einem Weidenzweig bewaffnet, keuchte dem Geängstigten zu Hilfe. „Warte, na warte, verdammtes Vieh, hä, hä, ganz natürlich, weg da und fort mit dir, ich will dir's vertreiben, unverschämtes Tier, die Leute im Walde niederzustoßen.“ Der Köhler ließ seine Weidenrute auf dem Rücken des Tieres tanzen, die Ziege ließ von dem Dorfbader ab und versetzte boshaft ihrem Herrn einige derbe Püffe in die Hüften, dann galoppierte sie in kühnen Sätzen dem nahen Buschwerk zu. Der Köhler wandte sich nun zu Winkelmann, welcher sich mühsam vom Boden erhob, und sagte: „Nehmt es nicht übel, guter Mann, meine Ziege ist ein ausgemachter Raufbold und hat mir schon öfter höllischen Verdruß gemacht; vorgestern stieß sie den alten Hammermeister Benjamin, als derselbe aus der Hütte nach Hause ging, braun und blau, dann fraß sie dem Kretschmer die Kohlpflanzen von den Gemüsebeeten und riß dem Dorfbüttel, welcher zufällig vorüberging und das Teufelsvieh aus dem Kohl jagen wollte, die eine Hälfte seiner stattlichen Nase weg, hä, hä, ganz natürlich, ich sage Euch, mit einem Worte, die Ziege ist eine verdammte, hartnäckige und boshafte Bestie.“

Winkelmann hatte, während der Köhler die Missetaten seines gehörnten Vierfüßlers bekanntgab, die umhergestreuten Reste seines Pflanzenbündels zusammengelesen und betrachtete nun mit verbissenem Ingrimme stillschweigend die fahlen, abgefressenen Stengel des mühsam erworbenen Arzneischakes. „Wer steht mir für den Schaden,“ sagte er mit grossender Stimme. „Von was soll ich nun Arzneien kochen und Salben bereiten, die ich so nötig für meine Patienten brauche, des Stadtrichters Zustand wird täglich bedenklicher, seit der Mann durch den Feind Hab und Gut und auch sein Kind verloren hat, welkt er, an Leib und Seele gebrochen, dem Grabe entgegen, auch Lothar Ehrenfelds Wunde ist noch nicht zur Hälfte geheilt, obwohl

der kaiserliche Offizier bereits das Lager verlassen kann.“

„Herzensfreundchen, seid nicht böse, ich bitte Euch, zürnt mir nicht, hä, hä, ganz natürlich,“ beschwichtigte Holzmann, „wenn Ihr Genugthuung verlangt, so schicke ich sogleich nach dem Metzger und lasse das Ungetüm vor Euren Augen schlachten, ich hätte das schon längst gethan, aber Rätthchen, meine Tochter, will es nie geschehen lassen, hä, hä, ganz natürlich, sie jammert und bittet, das Tier der guten Milch halber am Leben zu lassen und Fräulein Regina Weiser aus Engelsstadt ist dem munteren Tier besonders zugetan, hä, hä, ganz natürlich, so muß ich die Ziege behalten, um der beiden Mädchen willen.“

„Wie, was sagt Ihr, Kohlenbrenner? Fräulein Regina Weiser, die Tochter des Stadtrichters von Engelsstadt? Ihr kennt das Fräulein und wißt den Aufenthalt der von ihrem Vater schmerzlich Vermißten?“ fragte Winkelmann und in seinem Gesichte malte sich Staunen und Freude.

„Hä, hä, ganz natürlich, Fräulein Regina ist in meiner Hütte, aber blaß und abgehärmt, krank muß sie sein, obwohl sie das nicht eingestehen will, hä, hä, ganz natürlich, ich glaube, der Kummer um ihren Vater und der Schmerz um ihren Bräutigam haben das Mädchen leidend gemacht, hä, hä, ganz natürlich, wenn Ihr, wie ich kenne, ein Vader seid, so kommt mit in meine Wohnung, welche nur wenige Schritte da unten hinter dem Gebüsch liegt, dort könnt Ihr das Fräulein sehen und wenn Ihr es für heilsam findet, ein Arzneitränklein verschreiben, ich zahle, was Ihr verlangt dafür.“

Aber der alte Winkelmann hörte nicht mehr auf des Köhlers letzte Worte, sondern eilte, so schnell es seine morschen Beine erlaubten, die Berglehne hinab der Köhlerhütte zu. Auf der Holzbank vor der Hütte saß, die Hände wie betend im Schoß gefaltet, bleich und abgehärmt Regina. Sie achtete nicht auf die nahenden Schritte des Vaders, erst als dieser vor ihr stand

und die schlaffe Rechte des Mädchens ergriff, fuhr sie wie aus einem schweren Traume erwachend empor und blickte den Alten mit großen verwunderten Augen an.

„Regina! Welche Freude, Euch lebend wieder zu finden. Gott dem Herrn sei es tausendmal gedankt!“ rief entzückt der alte Bader. „Und Euer Vater, wie er jubeln wird, wenn ich Euch wieder in seine Arme führe, dann wird er genesen in der Freude seines Herzens; kommt Jungfer, Ihr geht sogleich mit mir nach Dürreisen, Euer Vater befindet sich in meiner Pflege!“ Der Bader wollte in der Freude des Wiedersehens noch weiter sprechen, da kam aber Holzmann schon herbeigeeilt.

„Hä, hä, ganz natürlich, Busenfreundchen, die Ziege wird geschlachtet, das bössartige Tier soll es mit dem Leben büßen, was sie Euch getan hat, heda, Käthchen, komm einmal heraus!“ rief er in die Hütte, „unser Geiß hat schon wieder so ein Teufelsstückchen produziert, daß einem die Galle übergehen könnte, hä, hä, ganz natürlich, gleich laufe und hole den Metzger!“

„Laßt das, lieber Freund,“ fiel ihm Winkelmann ins Wort, „ich habe jetzt eine Arznei gefunden, mit welcher ich die tödlichsten Wunden zu heilen vermag, die des grausamen Schicksals Tücke in drei Menschenleben schlug, die Freude eines glücklichen Wiederfindens wird die schmerz erfüllten Seelen wieder genesend machen, schneller und sicherer, als es alle Arzneien der Welt vermögen; Regina tritt sogleich in meiner Begleitung den Weg nach Dürreisen an, damit ich dem tiefbekümmerten Vater sein verloren geglaubtes Kind, und dem sehnsuchtsvoll liebenden Bräutigam die vom Schicksal entriessene Braut in die Arme führe. Wie wird Euer Vater, wie wird Euer Bräutigam Lothar Ehrenfeld jubeln.“ Kaum hatte Winkelmann den Namen Lothar Ehrenfeld ausgesprochen, so entrang sich ein Freudenschrei aus Reginas Brust; gleichzeitig brach sie, von einer Ohnmacht befallen, zusammen. Käthchen Holzmann, welche aus der Hütte geeilt war, raffte die wie eine Schwester liebgewonnene Freundin

auf und rieb ihre Stirne und Schläfe mit Wasser; nach wenigen Minuten erholte sich die Jungfrau wieder, aus ihren großen hellen Augen leuchtete unaussprechliche Freude, ihr blasses Antlitz überzog ein leichtes Rot, vergebens rang sie nach Worten, endlich stammelte sie: „Lothar lebt!“ und faltete die Hände mit einem Blick innigen Dankes zum Himmel: „O Gott, Du hast meine Gebete erhört, Du gibst mir den Vater und den tobeweinten Bräutigam wieder!“

Eine Stunde später wanderte ein seltsames Paar aus der Hütte über die Kohlenstätte den Fußsteig entlang, welcher durch den Weg gegen Engelsstadt führte; es war der alte Dorfbader Winkelmann und Regina Weiser. Käthchen, des Kohlenbrenners Töchterlein, stand vor der Thür neben ihrem Vater, beide schauten den Forteilenden nach. Käthchen wischte sich mit der Schürze die Tränen des Abschiedes aus den Augen und der Köhler rief einmal über das andere: „Hä, hä, ganz natürlich, behüt' Euch Gott! Auf baldiges Wiedersehen!“ Winkelmann und Regina erzählten sich während des Weges ihre gegenseitigen Erlebnisse, wo Regina auch die Mitteilung machte, daß der Kohlenbrenner mehrmals bis Engelsstadt gegangen sei, um sich über den Aufenthalt ihres Vaters zu erkundigen, jedesmal sei er aber mit der Nachricht wiedergekehrt, daß die zerstörte Stadt noch öde und wüst liege, die Einwohner befänden sich noch aus Furcht vor den Schweden als Flüchtlinge in den entlegenen Ortschaften des Gebirges, von ihrem Vater habe er keine Spur entdecken können. Jede dieser trostlosen Nachrichten habe ihr Herz mit neuem Gram und Kummer erfüllt, der Tod wäre ihr ein willkommener Erlöser von diesem leidensvollen Dasein gewesen. Unter solchen Gesprächen erreichten die beiden Wanderer nach längerem Marsche das in einer Gebirgsschlucht zum Theile mit dichtem Wald umgebene Bergknappendorf Dürreisen. Die Hoffnung auf das baldige Wiedersehen ihrer Lieben hatte der Jungfrau neue Kraft verliehen, sie fühlte sich wenig ermüdet vom angestrengten Marsche auf unebe-

nen Wegen. Auch der hochbetagte Greis schritt rüstig wie ein Jüngling neben der Jungfrau einher, an einzelnen niederen Hütten des Dorfes vorüber und hielt endlich vor einem größeren, sehr verfallen aussehenden Gebäude am Ende der Ortschaft, nahe dem Gebirge.

„Hier wohnt Euer Vater,“ sagte halblaut mit einem bedeutungsvollen Blick Winkelmann, „wartet ein Weilchen hier vor dem Hause, ich will zu ihm gehen und ihn auf das Wiedersehen vorbereiten; die unverhoffte Freude könnte dem kränklichen Manne gefährlich werden.“ Obwohl die Jungfrau am liebsten ohne Zögern in das Haus geeilt wäre, um sich an die Brust des theuren, geliebten Vaters zu werfen, so wagte sie doch nicht gegen den Willen des alten erfahrenen Mannes zu handeln. Mit klopfendem Herzen und zitternden Gliedern blieb sie vor der Eingangstür des Hauses stehen, durch welches Winkelmann eingetreten war.

Bald hörte sie dessen Stimme im Innern, als er fragte: „Wie geht es dem Stadtrichter?“

„Nicht besonders gut, seine Kräfte schwinden von Tag zu Tag, er wird immer leidender,“ erwiderte eine alte, weibliche Stimme.

„Wartet, Herr Winkelmann, ehe Ihr in die Stube tretet; der Stadtrichter hat Besuch erhalten, es sind noble Herren in Uniformen, weiß Gott wo dieselben hergekommen sind; aber vornehme Rittersleute müssen es sein, das habe ich sogleich erkannt,“ flüsterte das Weib, an welches Winkelmann die Frage gerichtet hatte, geheimnisvoll.

„Si ei, was ich da von Euch vernehme, Frau Heller, sind der Männer viele in der Stube?“ fragte neugierig der Bader.

„Fünf oder sechs, wenn ich nicht irre, aber der eine ist ein blutjunges Bürschchen, schlank und schwächling wie ein Knabe und von zartem Gliederbau, ich will nicht selig werden, wenn ich sage, es ist ein Mädchen in Männerkleidern, und es wäre nicht richtig.“

Ohne weiter auf die redselige Alte zu hören, öffnete Winkelmann die Stubentüre und trat laut grüßend in die niedere, aber geräumige Stube. Rings um einen Tisch saßen der Statthalter Klippel, der Obrist Heinan und die beiden gleichfalls als schwedische Musketiere verkleideten kaiserlichen Soldaten, welche den Statthalter bei seiner Flucht aus Freudenthal begleitet hatten. Neben dem Statthalter saß Hans Georg Weiser und im Hintergrund der Wohnung befand sich Agnes in derselben Verkleidung wie die Männer. Erschrocken fuhr bei Winkelmanns Eintritt die Gesellschaft von ihren Sitzen empor.

„Fürchtet nichts, meine Herren!“ sagte Weiser, dann wandte er sich dem Eintretenden entgegen: „Ah, Ihr seid es, Bader Winkelmann, seid willkommen!“

Der Bader musterte mit mißtrauischen Blicken die Anwesenden und sein Auge blieb an der Hünen-gestalt des Statthalters haften.

„Der Mann mißtraut uns,“ sagte Klippel lächelnd.

„Würden die Herren nicht die Uniform des Königs von Schweden tragen,“ sagte in zweifelhaftem Tone der Bader, „so wollte ich darauf schwören, Seine Gestrengen, den Herrn Statthalter und kaiserlichen Generalfeldwachtmeister Georg Wilhelm von Eßkershausen zu Freudenthal vor mir zu haben.“

„Gut erraten, Freund!“ rief lachend der Statthalter, „seht den Mann und nicht das Kleid. In den Wirren unserer Zeit ist alles möglich, auch daß der Statthalter des hohen deutschen Ritterordens zu Freudenthal die Uniform eines schwedischen Musketiers trägt, nun berichtet, was führt Euch zu uns, Freund?“

„Die Sorge um meinen Patienten, den Herrn Stadtrichter Weiser, welchem ich heute frohe Kunde zu bringen habe“, erwiderte Winkelmann und seine gekrümmte Gestalt richtete sich lebhaft empor.

„Frohe Kunde?“ stammelte Hans Georg Weiser, „von wem? spricht, berichtet!?“

„Von Gurer Tochter, von Regina“, erwiderte Winkelmann.

„Regina lebt, mein Kind lebt!“ rief aufspringend in überschwenglicher Freude der Stadtrichter, „sagt um des Himmelswillen, wo ist mein Kind?“

„In Gurer Nähe“, jagte Winkelmann, „die nächste Minute führt Regina in Gure Arme.“

„Eilig eilte der Vater dem Ausgange zu, um das vor dem Hause harrende Mädchen herbeizuholen. Aber da erschollen im Hausflur schon sporenflirrende schwere Tritte und im nächsten Augenblick erschien der kaiserliche Rittmeister Zirbs, Regina am Arme führend, in der Stube.

Die Jungfrau riß sich von dem Arme ihres Begleiters los und eilte auf den Stadtrichter zu. „Vater! Mein lieber, guter Vater!“ rief sie jauchzend mit tränenenersticker Stimme und schlang beide Arme um dessen Hals.

Der Stadtrichter drückte, keines Wortes mächtig, die Wiedergefundene an sein Herz; unaussprechliches Entzücken durchströmte sein ganzes Wesen, es war die Seligkeit des Himmels, welche seine Brust erfüllte, so und nicht anders konnte er sich die Freude des Wiedersehens jenseits des Grabes, im Reiche seliger Geister denken.

„Gott hat mein Flehen erhört, welches ich zur stillen Mitternachtsstunde hinauf sandte zum sternensbesäeten Himmel“, sagte er endlich mit zitternder Stimme und aus seinen Augen perlten zwei Freudenstränen. „So grenzenlose Freude schenkst Du mir, gütiger Vater im Himmel, daß Du mir meine Regina, mein einziges Kind, wieder in die Arme führst. Noch in dieser Stunde gelobe ich dem Herrn zum Lob und Preis, daß ich nicht früher ruhen will, bis auf der Höhe des Engelsberges das zerstörte Kirchlein zu Sankt Anna wieder neu und schön aus den Trümmern entstanden sein wird.“

Voll inniger Theilnahme waren die Anwesenden Zeugen des unverhofften Austrittes gewesen, noch

lagen sich Vater und Tochter in den Armen, als Zirbs einige Male in der Stube auf- und abschrift, dann plötzlich vor dem Stadtrichter und seiner Tochter stehen blieb, sich verlegen hinter den Ohren kraute und dabei die buschigen Augenbrauen in die Höhe zog, darauf begann er mit unsicherer Stimme, die Augen auf den Boden gerichtet: „Meine verehrten Herren! Es macht mir ein großes Vergnügen, dem Herrn Stadtrichter Weiser, dem Vater des schönsten Mädchens, welches mir alten Handegen auf meinen Kreuz- und Duerzügen jemals unter die Augen gekommen ist, kennen zu lernen und freue mich, daß ich durch einen Zufall begünstiget, Gelegenheit finde, zu gestehen, wie mein sonst so liebeleeres Soldatenherz, seitdem ich diesen Engel in Mädchengestalt zum ersten Male bei der Klause auf dem Engelsberg erblickte, in hellem Liebesfeuer aufloderte, so daß ich nun selbst glauben muß, es wäre recht und billig, als ehrlicher Kerl bei Euch, Herr Stadtrichter, um die Hand der schönen Regina zu werben. Ich besitze in Mähren ein prächtiges Landgut und ist der leidige Krieg zu Ende, was nicht mehr ferne liegt, dann quittiere ich meinen Soldatendienst, ziehe mich auf mein Gut zurück und verleve mit meinem göttlichen Weibe wie im Paradiese Tage voll Wonne und Seligkeit; ich bin das rauhe Kriegerleben satt und sehne mich nach der Ruhe eines stillen Heims.“ Zirbs schwieg, holte tief Atem und fuhr mit der Rechten über den stark ins Graue übergehenden Schnurrbart, während er zwischen Hoffen und Bangen nach dem von seiner unverhofften Werbung — um die Hand der schönen Regina — verblüfften Stadtrichter starrte.

„Seid Ihr des Teufels, Zirbs“ rief, nachdem Weiser noch immer schwieg, der Statthalter, „jest mitten im Kriege, wo tausend Sorgen um das Vaterland Herz und Sinn des Krieges durchkreuzen, denkt Ihr an Heirat und Liebeständelei. Hahaha, wer müßte da nicht lachen, ist das jemals schon erlebt worden, der alte grauhaarige Marssohn und das zarte,

kaum den Kinderschuhen entwachsene Geschöpf, Herrgott, wäre das ein Paar, glaubt sicher meinen Worten Zirbs, daß Euch nichts schlimmer ansteht, als den sentimentalen Liebhaber zu spielen, ich rate Euch nochmals, alter Freund, laßt diese Narrheiten, bis Gott bessere und ruhigere Zeiten schickt, dann seht Euch nach einem Lieben um."

Zirbs war bei den halb im Ernst, halb in Schmerz gesprochenen Worten des Statthalters bald schamrot, bald wieder in Aerger über seine Unbesonnenheit, blaß geworden; noch eine Weile starrte er vor sich hin, dann stammelte er verlegen, etwas wie eine Entschuldigung und sagte kleinlaut: „Ich glaube auf Ehre, man würde meine Werbung günstiger deuten, als es der Fall ist, nun ist es einmal geschehen, ich liebe das hübsche Kind seit der Stunde, als ich sie auf dem Engelsberg aus den Händen meiner verrohten Kriegsknechte befreite. Ich verlor meinen kaum erworbenen Schatz wieder im Kampfgedränge und als ich die Jungfrau vorhin hier an der Thür traf, flammte die stille Glut zur hellen Flamme in meinem kampfmüden Herzen auf; ich fühlte mich durch diesen glücklichsten aller Zufälle auf den Gipfel der Seligkeit gehoben, doch was rede ich da, habt Nachsicht mit einem armen Sterblichen, dem höhere Mächte die Ruhe, den inneren Frieden und einen Teil seiner klaren Vernunft geraubt haben."

Zirbs schritt abermals sporenklirrend in der Stube auf und ab, flüchtige Blicke auf Regina und ihren Vater werfend.

Nach einer Weile peinlichen Schweigens erhob sich Hans Georg Weiser und ließ Regina aus seinen Armen auf den Sessel gleiten; dann wandte er sich an den Rittmeister: „Herr, Euer Antrag ehrt mich und mein nun glücklich wiedergefundenes Kind, aber ein Band fürs Leben mit meiner Tochter ist unmöglich, sie ist die Verlobte Lothar Ehrenfelds, des Stadtkommandanten von Engelsstadt."

Wie ein Gerichteter vor seinem Richter, stand Birbs dem Stadtrichter gegenüber. Wo war sein Soldatenstolz, wo sein vielgerühmter, unanfechtbarer Gleichmut? Fast schien es ihm, als lege sich eine schwarze Binde über seine Augen, so heftig begann ihm das Blut in den Schläfen zu pochen. „Nun, so schwindet auch diese letzte Hoffnung aus meinem Leben,“ sagte er mit tonloser Stimme, „der Tod wäre mir lieber als diese Entsagung; ja, ja, der Tod; mit dem Herzen stirbt Liebe, Gram und jedes Leiden.“ Dann sich schnell gefaßt stramm aufrichtend, sagte er zum Statthalter, während er das wirre, krause Haar, welches einzelne Silberfäden des nahenden Lebenswinters durchzogen, mit zitternden Händen aus der Stirne strich: „Euer Gestrengen, Herr Statthalter! Für Euch bringe ich wichtige Nachricht aus dem Lager des Erzherzogs Leopold, welcher von Jägerndorf mit sechstausend Mann und zwanzig Kanonen gegen Freudenthal anrückt, auch der Rest meiner Truppe hat sich zum Heere des Erzherzogs geschlagen. Am morgigen Tage befinden sich die Kaiserlichen bereits vor Freudenthal und der Erzherzog wünscht, daß Euer Gestrengen mit den noch vorhandenen Streitkräften rechtzeitig bei ihm eintreffen, um sogleich mit der Belagerung und dem Ansturm auf die Stadt zu beginnen.“

Der Statthalter erhob sich, und die Rechte des Rittmeisters ergreifend, sagte er: „Habt Dank, mein Freund, ich habe Eure Nachricht mit Freuden vernommen. Ihr seid ein guter, ein edler Mann, seid meiner Freundschaft stets versichert, und wenn Euch meine Worte von vorhin hart berührten, so verzeiht, ich habe es gut gemeint, der Krieger steht Euch wahrscheinlich besser an als der Liebhaber.“ Dann zu dem Obristen Heinau gewendet, sprach Klippel: „Morgen beim Tagesgrauen ziehen wir zurück nach Freudenthal, trefft Anstalten und gebt meinen Entschluß den Bergknappen von der Siebenbrüderzeche kund, damit man sich zum Abmarsch rüste.“

Im nächsten Augenblicke erschollen Stimmen vor dem Hause, Fußtritte näherten sich, die Thür ging auf und Lothar Ehrenfeld, in der Uniform eines kaiserlichen Offiziers mit einer um das Haupt geschlungenen Binde, trat ein, diesem folgte Peter, der Bergknappe. Freundlich begrüßte Lothar den Statthalter und die Anwesenden, da fiel sein Blick auf Regina. Mit einem lauten Freudenruf schloß er die Wiedergefundene in seine Arme. Keine Feder vermag das freudige Entzücken zu schildern, welches die Herzen der beiden Liebenden erfüllte, in dieser Stunde des unverhofften Wiederfindens, nach langer, schmerzlicher Trennung. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne fielen durch die halberblindeten Scheiben der Fenster in die Stube und erhellten dieselbe in rosigem Lichte. Wie von einer Glorie umflossen, standen Lothar und Regina. Es war beiden zumute, als löste sich alles Irdische in überirdische Seligkeit, in die Wonne des Himmels auf. Als der erste Freudenrausch des Wiedersehens einigermaßen vorüber war, berichtete Lothar Ehrenfeld, daß er die Reste seiner Truppe von Engelsstadt gesammelt habe, zu diesen hätten sich noch mehrere Haufen kaiserlicher Soldaten, welche bei Freudenthal versprengt wurden, eingefunden, so sei eine in Dürrseifen lagernde kaiserliche Truppe von vierhundert Kriegern vorhanden, welcher sich jetzt Peter mit seinen Bergknappen noch anzuschließen gedenke.

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch verließ der Statthalter Klippel mit seinen Begleitern Dürrseifen. Klippel und die mit ihm aus Freudenthal Geflohenen trugen wieder die kaiserliche Uniform. In langem Zuge folgte die Truppe der Krieger, voran Peter mit den Bergknappen, unter Lothar Ehrenfelds Führung. Regina und Agnes blieben bei dem Stadtrichter Weiser in Dürrseifen zurück.

Ein trüber, düsterer Wolkenhimmel hing regenschwanger über der neuerdings von Kriegsgetümmel erfüllten Landschaft. Heulend fuhr der Sturmwind

über das Gebirge und brach mit donnerähnlichem Krachen hundertjährige Baumstämme wie dürre Kornhalme nieder. In Strömen floß der Regen aus den schwarzgrauen Wolkenmassen sturmgepeitscht zur Erde nieder, schmutzige Regenbäche bildend, welche rauschend und tosend von den Berghängen in das Tal schossen. In einem ungeheuren, endlos scheinenden Zuge wälzte sich das Heer der Kaiserlichen unter Erzherzog Leopold gegen Freudenthal. Unter den Hufen der Kasse und den tausendfachen Fußtritten der Musketiere und Bombardierregimenter erbebte die Erde. Bald hatte die kaiserliche Armee die Mauern und Wälle des Jägerndorfer Viertels erreicht, wo der Erzherzog ohne Säumen das Bombardement beginnen ließ. Zwanzig große Kanonen, jede zwölf Schuh lang, wurden aufgeführt und gegen den St. Michaelsturm gerichtet. Schon brüllte der Kanonendonner und zwanzig Feuerschlünde spien Tod und Verderben in die neuerdings hartbedrängte Stadt. Aber die Kaiserlichen fanden tapferen Widerstand. Torstensohn hatte die Wälle mit Fußvolk und Reiterei besetzt, Kartäunen und Feldschlangen eröffneten ein mörderisches Feuer, die anstürmenden Reihen der Kaiserlichen wurden zurückgeworfen und zahlreiche Verwundete und Tote bedeckten die Außenwerke der Wälle. Mehr als eine Stunde schon währte der fürchterliche Kampf, als der Statthalter Klippel mit seinen Begleitern und die Hilfstruppe unter Ehrenfelds Kommando von Dürseifen vor Freudenthal eintraf. Der Erzherzog empfing den Statthalter des hohen deutschen Ritterordens mit besonderer Freundschaft, indem er nach der üblichen Begrüßung zu ihm sagte: „Mein lieber Ritter von Elkershausen! Die Stunde der Entscheidung ist nahe, wir müssen Freudenthal wieder erobern, damit es möglich wird, die Schweden aus Schlesiens Gauen zu vertreiben; vertrauen wir auf Gott, daß wir durch seinen Beistand auch dieses schwere und blutige Werk für Religion, Kaiser und Vaterland vollbringen.“

„Mit Freuden habe ich Euer Hoheit Worte vernommen“, erwiderte Klippel, „seht diese kleine Truppe, welche mir gefolgt ist, es sind treue Söhne des Vaterlandes, welche für ihre Heimat Blut und Leben einsetzen im heiligen Kampfe gegen Torstensohns räuberische Horden, Sieg oder Tod ist unser Wahlspruch.“

„Hurrah! — Sieg oder Tod!“ brauste es aus den Schlachtreihen der Krieger. Schmetternde Trompetensignale gaben neuerdings das Zeichen zum Ansturm gegen die Wälle. Diesmal waren es die Bergknappen von Dürreisen, welche unter Lothar Ehrenfelds und Peters Führung, trotz des mörderischen Feuers der Schweden, mit Todesverachtung in geschlossenen Reihen den äußeren Wall bis dicht an die Mauern erklimmen. Nun entspann sich zwischen Besatzung und den anstürmenden Bergleuten ein fürchterliches Handgemenge. Da erschien Zirbs mit einer Abteilung Reiter auf dem Wall. Tollkühn griff der Rittmeister die Schweden an, diese versuchten noch einen kurzen, verzweifelten Widerstand, dann räumten sie den immer heftiger andrängenden Scharen der Kaiserlichen weichend, den äußeren Wall in wilder Flucht, Tote und Verwundete in den Händen der Kaiserlichen zurücklassend. Unausgesezt wurden die Mauern und der Turm zu St. Michael beschossen, ohne daß die Kugeln an dem starken und festen Mauerwerk eine Bresche geöffnet hätten. Auch ließen die Schweden in der Stadt mehrere Häuser schleifen und das gewonnene Material wurde verwendet, um die von den Geschossen der Kaiserlichen schadhast gewordenen Stellen auszubessern. Zu diesen Arbeiten zwang Torstensohn die noch in der Stadt lebenden Katholiken bei Androhung des Todes dem, der sich weigern würde. Männer und Frauen, Greise und Kinder mußten Steine, Kalk und Holz unter dem Feuer der kaiserlichen Geschütze auf die Mauern schaffen.

Der Statthalter Klippel drang ungeachtet des mörderischen Feuers der auf den Mauern befindlichen Feldschlangen und Mauerstücke der Schweden mit

zweihundert Musketieren vor und ließ Sturmleitern an die Mauern werfen. Todesmutig versuchten die Soldaten die Mauern neben dem Turme zu ersteigen, aber ein heftiges Musketenfeuer der Belagerten traf die Stürmer und von den Kugeln tödlich durchbohrt, stürzten die Tapferen nieder, noch ehe sie auf der Mauer anlangten. Als man nun zur Einsicht gelangte, daß auf diese Art und Weise die von dem Feinde gut verteidigte Stadt nicht erstürmt werden könnte, versammelte Erzherzog Leopold den Statthalter und die anderen Offiziere um sich zur Beratung; auch Peter als Führer der Bergknappen wurde beigezogen.

„Der St. Michaelsturm ist der Schlüssel zur Stadt, fällt der Turm, dann ist unser Spiel gewonnen“, sagte der Statthalter.

„Ich erkenne die Wichtigkeit Eurer Worte, Herr Ritter von Elkershausen, aber das Erstürmen des Turmes wird ungeheure Opfer an Blut und Leben kosten, dreihundert Kugeln wurden bis jetzt gegen den Turm geschossen, ohne daß es gelingen wollte, das massive, wunderbar feste Mauerwerk zu zerstören“, bemerkte der Erzherzog.

„So bewerfen wir die Stadt mit Bomben und zwingen den Schweden dadurch zur Uebergabe“, fiel der Obrist Friedrich von Heinau ein.

„Daran haben wir schon gedacht“, sagte der Erzherzog, aber die ohnedies arg mitgenommene Stadt wird dadurch zum Trümmerhaufen, aus welchem sich dieselbe kaum jemals erheben dürfte; was soll mit der armen hilflosen Bevölkerung werden?“

„Versuchen wir den Angriff auf einer anderen Seite“, rief ein Offizier des Erzherzogs.

Der Feldherr schüttelte unschlüssig das Haupt und schien zu überlegen. Da trat Peter heran und fragte: „Hat der Turm unterirdische Gemächer?“

„Ja“, antwortete Klippel, „ich kenne das Innere, es befinden sich unter demselben feste kellerartige Räume.“

„Gut, dann weiß ich das Mittel, welches den Turm und mit diesem die Stadt in unsere Gewalt bringt“, rief der Bergknappe freudig erregt, „Himmel oder Hölle, schickst du mir diesen Einfall, aber ich will es tun, das Vaterland ist dieses Opfer wert, hört es, Ihr edlen Herren! Unwiderstehlich ist es und unbezwingbar, selbst die stärksten Mauern vermögen ihm nicht Troß zu bieten. Wollt Ihr es wissen? Schießpulver heißt es — eine ganze Wagenladung Schießpulver.“

Der Feldherr horchte auf. „Wie soll ich das verstehen?“ sagte er verwundert.

„Bernehm meinen Plan, Hoheit“, fuhr Peter fort und seine Augen erglänzten in unheimlichem Feuer, „man setze die Beschießung der Stadtseite fort, um die Schweden, welche einen abermaligen Ansturm erwarten, auf den Mauern zu erhalten, wo ihre Aufmerksamkeit auf die Bewegungen des kaiserlichen Heeres gerichtet ist; währenddem schleiche ich und einige meiner Knappen in den Graben des Walles an die Grundmauer des Turmes zu St. Michael heran, graben mit Picken und Schaufeln einen Stollengang durch die Böschung und durchbrechen die Grundmauer des Turmes; sind wir auf diese Weise in einem der unterirdischen Räume gelangt, so lege ich von einer Wagenladung Pulver eine Mine an und der Turm fliegt in die Lüfte. Gott verzeih mir es, wenn ich nicht recht tue, es kann nur um diesen Preis geschehen, ich kenne keinen anderen Weg.“

Peters Worten folgte eine minutenlange Pause. Die Offiziere waren verblüfft von dem kühnen Plan des Bergknappen und dessen heldenmütigen Entschlusses zur Ausführung desselben.

Dann schritt der Erzherzog auf Peter zu, ergriff dessen Hand und sagte: „Wer solche Entschlüsse im Busen faßt, der ist ein Held. Seid meiner Freundschaft versichert.“

Sturm und Regen hatten nachgelassen und ein dichter Nebel lagerte über der Landschaft, wie ein dunkler Schleier Stadt und Land umhüllend.

„Unser Plan muß gelingen, selbst die Natur kommt uns zu Hilfe und die Nebelmassen entziehen uns vor den Blicken der Feinde,“ sagte Peter zu seinen Kameraden, welche gleich ihm mit Pickel und Schaufel ein Loch in die Böschung des Walles am St. Michaels-turme gruben. Emsig wie Ameisen arbeiteten die Knappen. Von Zeit zu Zeit fiel ein Kanonenschuß, und jenseits des Walles schlug ein Tambour unsichtbar im Nebel, ohne Unterbrechung, Trommelwirbel, um das dumpfe Geräusch der beim Turme Arbeitenden zu übertönen. Der Abend brach herein, die Gegend hüllte sich in tiefes Dunkel, nur durch den Nebel leuchteten mit unsicherem Schein die Wachtfeuer der Kaiserlichen. Peter und seine Knappen hatten damit begonnen, die Grundmauer des Turmes zu durchbrechen; das war eine harte Arbeit. Die Knappen lösten sich gegenseitig ab und arbeiteten rüstig beim Lampenschein an dem Mauerwerk. Mitternacht war vorüber, hohl klangen die Pickelhiebe in der schon ausgebrochenen Oeffnung, noch einige von kräftigen Armen gegen die Mauer geführte Streiche, das Gestein löste sich und stürzte laut krachend nach innen, gleichzeitig fiel ein Kanonenschuß, dessen Donner sich mit dem Getöse der fallenden Mauertrümmer vermischte. Peter leuchtete mit der Lampe in das entstandene Loch, vier graue Wände starrten ihm aus der Finsternis entgegen, ein kühner Sprung, und er stand unten in einem geräumigen Kellergewölbe, an dessen hinteren Wand einige Stein-stufen in einen niederen, gewölbten Gang emporführten, welcher durch eine eiserne Pforte abgespernt wurde. Peter befahl seinen Knappen, den Gang nahe der eisernen Lüre mit den Steintrümmern des Mauer-durchbruches zu verammeln, um vor einem Ueberfall der Schweden von obenher sicher zu sein. Dann schafften die Bergknappen eine Ladung Pulverfässer in den unterirdischen Raum, bis derselbe vollgefüllt, nur mehr einen engen, zum Anzünden der Mine bestimmten Gang in der Mitte durch die Fässerreihe zeigte. Peter begab sich nun zum Feldherrn und brachte demselben

die Kunde, daß die Mine bis zum Anzünden gelungen sei.

Erzherzog Leopold gab sogleich Befehl, daß man zum Sturme rüste. Am Osthimmel tauchte der Sonnenball über den fernen Bergketten auf, nach einem stürmischen Regentage hüllte sich die Erde wieder in goldenen Sonnenglanz. Die in den Tälern lagernden Nebelmassen zerrissen und zogen, in einzelnen Wolfengebildern von der Morgenluft getragen, dem Gebirge zu, wo sie im Blau der Lüfte verschwammen. Zum Ansturme auf die Stadt bereit, standen in Schlachtreihen die Kaiserlichen und harreten auf das bevorstehende fürchterliche Schauspiel, wo der Michaelsturm durch Peters Miene in die Luft fliegen sollte — dann konnte die blutige Arbeit der Wiederoberung Freudenthals beginnen. Unter dem Musketenfeuer der schwedischen Besatzung von den Mauern herab, kletterte Peter über den Wall und verschwand eilig in der Oeffnung des Mauerdurchbruches, die übrigen Bergknappen hielten, durch den aufgeworfenen Erdhaufen und die steil abfallende Böschung vor den feindlichen Kugeln geschützt, mit gezückter Waffe das Innere und den Eingang des Stollens besetzt, um ihrem Führer bei dem Eintritte einer möglichen Gefahr Hilfe zu leisten. Peter schlüpfte durch die Maueröffnung zwischen die Pulverfässer ins Gewölbe; hastig schob er ein Stück Lunte in eines der Fässer und erhob die Lampe zum Anzünden.

„Salt, Schurke!“ schrie eine rauhe Stimme im Gange bei der eisernen Pforte, einige Steinbrocken kollerten von der Mauer, mit welcher die Knappen den Gang, welcher nach oben in den Turm führte, versperret hatten und durch die Oeffnung wurde der Lauf einer Muskete sichtbar, die todbringende Mündung gegen Peters Brust gerichtet; da krachte ein Schuß — Peter zuckte zusammen und sank mit einem dumpfen Schmerzensauf, tödlich in die Brust getroffen, zu Boden. Waffengerassel und lautes Gepolter wurde vernnehmbar, die den Gang versperrende Mauer stürzte

zusammen, roter Jackelschein fiel in das Gewölbe und die härtigen Gesichter schwedischer Krieger kamen zum Vorschein. Auf der Erde wälzte sich Peter im Todeskampfe; ein dunkelroter Blutstrom entrannt seiner Brust und sammelte sich auf dem Boden zu einer Lache.

Die Bergknappen, durch den Schuß aufgeschreckt, drangen kampfmütig in das Gewölbe.

„Rettet Euch, Kameraden, rettet Euch! Ich sterbe als Opfer für Heimat und Vaterland!“ rief der Sterbende mit schwacher Stimme den drängenden Knappen zu, sein brechendes Auge rollte wild — krampfhaft, mit Anwendung seiner letzten Kräfte riß er die Pistole aus dem Gurt, der starrwerdende Zeigefinger seiner Rechten legte sich tastend an den Drücker, während die Pistolenmündung den schwarzen Inhalt eines der offenen Pulverfässer berührte.

Die Bergknappen hatten die Absicht ihres Führers erkannt, wie von bösen Geistern verfolgt, stürzten sie ins Freie. Aber schon drang der schwache Schall eines Pistolenschusses hinter den Fliehenden aus dem Gewölbe. Der Erdboden begann zu beben, dichter Pulverdampf entströmte allen Oeffnungen, welchem zischende Feuerflammen folgten, einige Augenblicke schwankte der Turm in seinen Grundfesten — dann flog unter fürchterlichem Krachen die Masse des Mauerwerkes in die Luft, ein Schutt- und Steinregen verfinsterte sekundenlang die Strahlen der Morgensonne, das Echo brüllte den Donner aus den Talschluchten des Gebirges zurück — dann trat auf kurze Zeit Totenstille ein.

Die schwedische Besatzung, sowie auch der größte Teil der Bergknappen lagen unter dem Trümmerhaufen des St. Michaelsturmes begraben, nur wenigen war es gelungen, durch eilige Flucht über den Wall ihr Leben zu retten. Aus den Reihen der Kaiserlichen erscholl nach wenigen Minuten ein tausendstimmiges Hurrah, die Trompeter bliesen das Sturmsignal und wie ein wilder Strom, welcher brausend seine Ufer überflutet und alles mit sich reißt, was seinen Lauf

hemmt, drangen unaufhaltsam die kaiserlichen Scharen über die Trümmer des zerstörten Turmes in das Innere der Stadt.

Panischer Schrecken hatte bei dem unerwarteten Ereignis die Schweden ergriffen, doch schnell gefaßt, warf sich der kampfgewohnte Torstensohn mit dem Reste seiner Truppen den Kaiserlichen entgegen. Mit der größten Anstrengung wurde von beiden Seiten gekämpft; heldenmütig stritten die Kaiserlichen für Religion, Freiheit und Vaterland gegen die Schweden, welche sich raub- und mordgierigen Tigern ähnlich auf ihre Gegner stürzten. Lange wogte und tobte der hartnäckige Kampf unentschieden in den Gassen und Straßen der Stadt, die Schweden, Schritt für Schritt kämpfend der kaiserlichen Uebermacht weichend, zogen sich dem Olmüher Tore zu, um die Stadt zu verlassen, da Torstensohn die Unmöglichkeit erkannte, über das kriegslüchtige Heer des Erzherzogs einen Sieg zu erfechten. In der Olmüher Vorstadt entstand nun ein entsetzliches Drängen. In regelloser Flucht wälzten sich Torstensohns Scharen durch das geöffnete Thor hinaus ins freie Feld die Stadt verlassend, welche die Schweden so teuer erkämpft und so kurze Zeit im Besitze hatten. Torstensohn sammelte die Trümmer seines Heeres und floh, von den Kaiserlichen und Erzherzog Leopold verfolgt, aus Schlesien nach Sachsen, nachdem er mehr als die Hälfte seiner Krieger in den Kämpfen bei Freudenthal verloren hatte.

* * *

Am Morgen nach jener Nacht, in welcher der Statthalter durch des Klausners Hilfe aus seinem Gefängnisse zu Freudenthal entflohen war, erschien beim ersten Tagesgrauen der Schließer in der Kerkerzelle. Schreckensbleich blieb der Mann am Eingange stehen, als er des mit Stricken gefesselten Klausners ansichtig wurde.

„Hölle und Teufel, was ist hier vorgefallen?“
gröhlte endlich der Schließer und trat näher zu dem Alten.

„Ja mir hat man arg mitgespielt, mir ist es schlimm ergangen“, wehklagte der Klausner, nachdem ihm der Schließer das Tuch aus dem Munde gezogen und die Stricke gelöst hatte, „ich wurde von dem Gefangenen überwältigt, geknebelt und gebunden, dann meiner Kleider beraubt, welche der Verurteilte anlegte und entfloh; meine durch das Alter geschwächten Kräfte waren dem riesigen Gefangenen nicht mächtig, Widerstand zu leisten.“

„Verdammte Geschichte, das wird Spektakel geben“, brummte der Schließer, und kratzte sich mit den Fingern hinter den Ohren. „Daß Euch der Henker hole, Prediger, Ihr habt mich fortgeschickt und seid allein bei dem Statthalter geblieben, die Schuld, daß der Gefangene floh, ist auf Eurer Seite, ich trage keine, aber ich sage Euch, der General Torstensohn wird grimmig werden bei der Kunde von Eurer Ueberbölpelung durch den Statthalter Klippel, rasen und toben wird er und totschießen wird er uns lassen wollen, Herrgott steh uns bei!“

„Laßt Euer Lamentabel, mein Bester,“ sagte der Klausner, „es wird nicht so schlimm werden als Ihr glaubt. Ich gehe selbst zum General und bringe ihm das Geschehene zur Kenntniß.“

Da erscholl Trommelwirbel vor dem Gefängnisgleichmäßige Schritte nähten dem Kerker und ein Korporal mit einem Zug Musketierte trat ein. „Wo ist der Verurteilte?“ fragte der Schwede, „wir sollen ihn zur Richtstätte führen.“

„Ja, wo der ist, das weiß der Teufel, ausgeflogen ist der Vogel, ohne Abschied auf Nimmerwiedersehen, dort liegt sein Gewand und hier steht halbnackt der Prediger, jetzt sollt Ihr schon begreifen, was vorgefallen ist,“ brummte der Schließer und schnitt ein bitterböses Gesicht.

„Hoho, am Ende ist der Gefangene entflohen und wir finden ein leeres Nest!“ rief der Korporal und blickte in der dunklen Zelle umher, als wollte er sich überzeugen, daß seine Vermutung richtig sei.

„Nun wird Euch doch die Teufelsgeschichte klar, viel Scharfsinn braucht es nicht,“ bemerkte knurrend der Schließer. „Jetzt geht und vermeldet das Geschehene dem General! Ich mag nichts davon wissen.“

Josef der Klausner wurde von den Soldaten ergriffen und nur halb angekleidet aus dem Gefängnisturm durch die Gassen nach dem Schloß geführt, damit Torstensohn von ihm die Flucht des Statthalters erfahre. Der Weg führte die schwedischen Krieger an der Adlerschänke vorüber. Hübner, der Adlerwirt, stand mit in die Seiten gestemmten Armen in der Haustüre und musterte mit kniffigem Lächeln die Vorübergehenden. Als er die Soldaten erblickte, rief er diesen zu: „Geda, Freunde, habt Ihrs denn so eilig, ich denke, soviel Zeit würdet Ihr übrig haben, um ein Gläschen echten Oesterreicher bei mir zu trinken; das ist ein Wein, wie man ihn selten haben kann, reine gute Ware, und dazu noch frisch vom Zapfen, kommt, meine Herren, kommt, ein solcher Trunk kann niemandem schaden!“ Dabei schmalzte der Adlerwirt mit der Zunge und lachte, daß sein dicker Bauch hüpfte.

Der Führer machte Halt und überlegte, ob er der Einladung des Adlerwirts Folge leisten solle.

„Wißt Ihr auch schon das Neueste, was vorgefallen ist?“ fuhr der redselige Adlerwirt fort, „meines Nachbars Tochter, die schöne Agnes Just, auf welche ihr Vater so große Hoffnungen setzte, ist spurlos verschwunden; wie man erzählt, soll der Herr General Torstensohn von der Schönheit des Mädchens so entzückt gewesen sein, daß er bei ihrem Vater, dem Goldschmied und gegenwärtigen Bürgermeister, um ihre Hand geworben hat. Der Bürgermeister als Protestant, ein Freund der Schweden, so wie ich es bin, nahm die Werbung an und fühlte sich dadurch sehr geehrt; nachdem Schweden und der Protestantismus nun einmal in unserem Freudenthal festen Fuß gefaßt haben, aber das Mädchen wollte von einer Verbindung mit Torstensohn nichts wissen, sie liebt den kaiserlichen Obristen von Heinau, der schon seit der siegreichen Ein-

nahme von Freudenthal durch das schwedische Heer verschollen ist. Der Bürgermeister, ein Feind der Kaiserlichen, mißbilligte dieses Liebesverhältnis und so kam es zwischen Vater und Tochter zu peinlichen Austritten und offenem Bruch, nun ist sie bei Nacht und Nebel fort; der Goldschmied und Torstensohn sind darüber wütend. Aber so kommt doch in die Schänkestube, meine Herren, dort wollen wir ein Viertelstündchen verplaudern.“ Der Adlerwirt ergriff den Arm des Schweden und zog denselben nach der Schänke, die anderen Soldaten, in ihrer Mitte den Klausner, folgten nach. Poß Wetter, was habt Ihr denn da für einen Vogel!“ rief Hübner und zeigte mit der Hand nach dem dürrtig bekleideten Klausner, „den soll ich ja kennen?“

„Da kann ich Euch auch eine schöne Geschichte erzählen,“ sagte der Schwede, „ja drollig ist dieselbe, wenn sie nicht auch verdammt ernst wäre. Haha, lachen muß man doch! Geht dieser Mann, ein Prediger der protestantischen Lehre, zu dem gefangenen Statthalter Klippel, welcher heute erschossen werden sollte, um den Verurtheilten auf den nahen Tod mit heilsamen Lehren vorzubereiten. Klippel scheint aber keine Lust zu haben, sich totschießen zu lassen, er band seinem Tröster in der Not Hände und Füße, steckte ihm ein Tuch in den Mund, legte des Predigers Kleider an und entfloß aus dem Kerker. Fort ist er auf Nimmerwiedersehen und den Prediger samt seinen heilsamen Lehren ließ Klippel in seiner Zelle zurück. Nun führen wir den hochwürdigen Mann zum General Torstensohn, damit er ihm sein nächtliches Abenteuer erzähle.“ Der Schwede nahm nach diesen Worten einen tüchtigen Schluck aus seinem Glase, welches Hübner vollgeschenkt hatte, während der Adlerwirt mit prüfendem Blick den Klausner musterte.

Nach einigen Minuten neigte er seinen Kopf zu den Schweden und flüsterte diesem ins Ohr: „Glaubt was anders, dieser Alte ist kein protestantischer Prediger, sondern ein verkappter Kaiserlicher, welcher dem

Statthalter zur Flucht verholfen, ich kenne ihn, es ist der Klausner von Engelsberg."

"Recht könnt Ihr haben, Adlerwirt! Recht könnt Ihr haben!" rief der Schwede und stieß sich mit der Faust vor die Stirne, „daß mir dieser Gedanke nicht selbst gekommen ist. „Ha, warte nur Männchen, Dir wollen wir zum Lohn für Deinen Streich eine Portion bleierne Bohnen verabreichen.“ Hastig leerte der Korporal das Glas und verließ mit seinen Musketieren und dem Klausner die Schänke. Im Sturmschritt ging es dem Schlosse zu.

Im Rittersaal des Schlosses befand sich Torstensohn. Dem schwedischen Feldherrn gegenüber stand bleich vor Zorn und Schreck Just, der Goldschmied, nun von den Schweden eingesetzter Bürgermeister von Freudenthal. Die Saaltür ging auf und der Stadtbüttel mit zwei Soldaten erschien. Der Büttel machte eine Verbeugung vor dem General, daß seine Stirne beinahe den Fußboden berührte, dann begann er: „Euer Gestrengen wollen geruhen, in Güte meine Botschaft entgegenzunehmen. „Ich habe die katholischen Familien unserer Stadt alle besucht und dieselben ermahnt, die von Euer Gestrengen auferlegte Zahlung pünktlich und vollzählig zu leisten, aber ich bin in der peinlichen Lage zu vermelden, obwohl man alles Geld und was noch an Pretiosen und sonstigen Wertsachen zusammengenommen hat, können doch die Katholiken nur die Hälfte der verlangten Summe schaffen.“

„Wie, was!“ rief wutschäumend Torstensohn, während er innehielt, im Zimmer auf- und abzuschreiten, „man will das Geld nicht herbeischaffen, glaubt das Volk hier, ich sei ein Narr, dessen Befehle man nach Belieben ändern kann! Hölle und Teufel! Freudenthal gehört nun den Schweden und ich bin unbeschränkter Herrscher und Gebieter in der Stadt! Habt Ihr es vernommen, Bürgermeister? Ich befehle Euch, dafür Sorge zu tragen, daß die von mir festgesetzte Geldsumme herbeigeschafft wird; können es die Katholiken nicht allein tun, dann müssen auch die Protestanten

zahlen, ferner verlange ich, daß bis morgen Eure Tochter Agnes zum Vorscheine kommt und mir gezwungen oder nicht zugeführt wird! Ich durchschaue Euer Ränke-
spiel, Just, Ihr haltet Eure Tochter irgendwo verborgen, weil Ihr Euch nicht getraut, meine Werbung um sie abzuschlagen, zittert vor mir, Scheinheiliger. Vergeht der morgige Tag, ohne daß ich das Geld und Eure Tochter in meinem Besitz habe, so lasse ich Euren Vorgänger Zielg und dann Tag für Tag einen der gefangenen Ratsherren erschießen, und das solange, bis meine Wünsche erfüllt sind; der Statthalter Klippel kommt heute an die Reihe. Gegen ein solches Volk von Rebellen gibt es nur ein Mittel, und das ist Pulver und Blei.“

Das ernste Gesicht des Goldschmieds wurde leichenfahl, sein dunkles Auge sprühte Blitze, plötzlich richtete er sich aus seiner demütigen Stellung empor und trat einige Schritte auf Torstensohn zu, dann begann er mit vor Zorn fiebernder Stimme: „Herr General! Eure Worte sind eine Verletzung der Bürgerehre und Menschenwürde, eine Schmach für die hehre protestantische Kirche; erst kurze Zeit seit Ihr Besitzer unserer, durch Schurkenstreiche und niederträchtigen Verrat in Eure Hände gefallenen Stadt, und um wie vieles ist es anders geworden! Ihr habt nun die Scheinmaske der Freundschaft abgeworfen und zeigt Euch in Eurer wahren Gestalt, als ein jeder Menschlichkeitbarer Tyrann, in dessen Herz schon lange der letzte Gottesfunke der heiligen Christuslehre erloschen, als der Anführer einer ungeheuren Bande von Mördern und Räubern, denen die von Luther reformierte Kirche zum Deckmantel gemeiner Raubzüge dienen muß!“

„Halt, Berwegener!“ rief außer sich vor Wut Torstensohn und in seiner Hand blitzte ein Doldh. „Kein Wort weiter oder ich steche Euch nieder wie einen tollen Hund!“

„Recht habt Ihr!“ schrie der Bürgermeister und riß sein Wams auf, daß sich die nackte Brust zeigte. „Stoßt Euren Mordstahl hinein in dieses Bürgerherz,

ich ziehe den Tod diesem schmachvollen Leben vor! O hätte ich den Tod gefunden, ehe ich Euer verruchtes Antlitz zum erstenmale sah, Eure heuchlerischen Reden hörte! Hättet Ihr mich damals schon gemordet, ehe mich Euer Machtwort zum Bürgermeister unserer unglücklichen Stadt Freudenthal machte. Ich hatte, durch Eure scheinheiligen Worte irregeführt, Vertrauen in Euch gesetzt, ich sah in Euch einen Schützer und Förderer des bedrängten protestantischen Glaubens, einen Ehrenmann, für welchen ich des Glaubens wegen Hab und Gut, selbst auch meine Tochter zum Opfer gebracht hätte. Aber heute sind mir die Schuppen von den Augen gefallen, heute sehe ich Euch in ganz anderem Lichte, jetzt erkenne ich, daß ich dem Wolf im Schafpelz gedient habe, ohne ihn zu kennen. Wir führen gegen unsere katholischen Mitbürger keinen Haß, denn auch Christus hat nur Liebe und Friede gelehrt! Ihr habt die Brandfackel des Religionshasses unter unser Volk geschleudert, die wildesten Leidenschaften und Laster entfesselt, Religion, Sittsamkeit und Bürgersinn untergraben. Nun macht das Maß Eurer Greuelthaten voll, laßt den gefangenen Statthalter Klippel erschießen, er war trotz seines hochfahrenden Wesens ein Ehrenmann, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, geraden, offenen Charakters und niemals hat er als Katholik die Protestanten unterdrückt! Mordet meinen Vorgänger Zielg, er ist mein Freund, mordet auch die gefangenen ehrbaren katholischen Ratsherren, dieselben haben gegen uns Protestanten stets Brudersinn gezeigt, dann mordet auch mich. Mein Kind, meine Agnes ist verschwunden; um nicht durch meine unselige Verblendung ein Opfer Eurer Sinnlichkeit zu werden, suchte sie ihre Rettung in der Flucht oder —“ der Bürgermeister stockte, das fürchterliche Wort auszusprechen, „sie zerriß mit eigener Hand den Faden ihres Daseins und liegt irgendwo an einem einsamen Orte als kalte, starre Leiche, als Selbstmörderin.“ Just trat nahe an den Schweden heran und die geballten Fäuste gegen Torstensohn schüttelnd, rief er mit gewaltiger Stimme:

„Zittere, Glender, das Blut unserer Bürger, die Du dem Tode überlieferst, wird zum Himmel um Rache rufen! Beim ersten Schuß, dessen Kugel das Leben eines unschuldigen Bürgers endet, habe ich dem Volke befohlen, die Sturmglocke zu läuten, man wird zu den Waffen greifen und Euch niedermekeln wie die Hunde bis zum letzten Mann!“

Betroffen von der Kühnheit des Goldschmieds wich Torstensohn einige Schritte zurück, einen solchen Auftritt hatte der abenteuerliche Schwede noch nicht erlebt, bald ging jedoch seine Verlegenheit in maßlosen Zorn über. Schaum umsäumte wie Geifer seinen Mund, sein gerötetes Gesicht färbte sich aschgrau. „Stirb Hund! Glender Rebelle!“ brüllte Torstensohn und der Dold in seiner Rechten blitzte zum Todesstoße nach der Brust des Goldschmiedes; da flog die Saaltüre auf und die Musketiere führten den Klausner Josef in den Rittersaal.

Torstensohn ließ den Arm mit der Waffe sinken und stierte mit wutsprühenden Blicken nach den Eintretenden. „Was soll dieser Aufzug, habe ich Euch hierher befohlen?“ herrschte Torstensohn die Soldaten an.

„Halten zu Gnaden, Euer Gestrengen, wir bringen wichtige Nachricht und zugleich auch einen Missetäter zum Richter,“ sagte der durch die üble Laune des Feldherrn eingeschüchterte Musketier.

„Herans mit der Geschichte, Ihr Kerls, heraus damit!“ schrie der General wie wahnsinnig.

„Melde gehorsamst Euer Gestrengen, daß der zum Tode verurteilte Statthalter Klippel heute Nachts aus dem Kerker entflohen ist; dieser Alte hier, welcher sich für einen protestantischen Prediger ausgibt, soll der Klausner vom Engelsberg sein und dem Ritter von Elkershausen zur Flucht verholfen haben, indem er diesem seine Kleider übergab und sich an Händen und Füßen mit Stricken fesseln ließ, wo man ihn heute Morgens in der Kerkerzelle des Statthalters fand.“

Der General rannte wie sinnlos einige Male im Saale auf und nieder, der maßlose Zorn, welcher in seinem Innern tobte, ließ ihn keine Worte finden. „Geflohen! Klippel geflohen durch List!“ stieß er endlich hervor, „für was stehen denn die Wachen vor dem Gefängnis, für was gibt es Schloß und Riegel an den Kerkerpforten? — Wartet Kanailles, ihr sollt es mir büßen, daß derjenige, welchen ich am meisten fürchte und hasse, meiner Rache entkommen ist, den alten Schust da führt einstweilen in dieselbe Zelle zurück, aus welcher er kommt; auch diesen Rebellen hier“, dabei deutete Torstensohn auf den Goldschmied, „setzt hinter Schloß und Riegel! Vernichten will ich alle diese verruchten Widersacher von der Erde durch Henkershand, sie sind des Pulvers und der Kugel nicht wert, sondern der Strick ziemt den Schusten und Rebellen. Der Schließer und die Wache am Gefängnisturm erhalten hundert Rutenstreiche zur Strafe für ihre Sorglosigkeit! Wartet nur elendes Gezücht, ich will Euch Gehorsam lehren, so wahr ich Torstensohn heiße und unumschränkter Herrscher in Freudenthal bin.“ Er wandte sich höhnisch zu Just. „Nun, Herr Bürgermeister, das Geläute der Sturmglocken kann beginnen, nicht lange währt's und der Henker macht mit Euch und Eueren vielgepriesenen Freunden ein schmähhches Ende; wir sind zu Ende, tretet ab!“ Mit einer raschen Bewegung drehte sich Torstensohn nach dem einen Fenster des Saales und kehrte den Anwesenden den Rücken.

Just wurde trotz seines Sträubens von den Soldaten ergriffen und zur Saaltüre gezerrt.

„Gebt dem Goldschmied 25 Rutenstreiche, vielleicht bessert sich dadurch sein Gedächtnis und er kann sich erinnern, wo seine Tochter ist,“ sagte Torstensohn, ohne sich umzuwenden.

Raum hatten die Soldaten mit dem Klausner Josef und dem Bürgermeister Just den Rittersaal verlassen, so entstand in der Stadt ein schrecklicher Tumult. Eine Truppe Reiter flog wie ein Wirbelwind

dem Schlosse zu. Im Schloßhose machten sie Halt, einer derselben sprang vom Rosse und eilte die Treppe zum Rittersaale hinauf; hastig ohne Verzug trat er ein.

Es war ein schwedischer Dragoneroffizier in Schweiß gebadet, mit Straßenstaub bedeckt, sein Antlitz hoch geröthet vom tollen Ritt. Mit kochender Brust und fliegendem Atem blieb der Dragoner am Eingange stehen.

„Was ist los!?“ herrschte ihn, Unheil ahnend, Torstensohn an. —

„Der Feind, Herr General, die Kaiserlichen ziehen in ungeheurerer Schar über Jägerndorf gegen Freudenthal“, keuchte nach Atem schnappend, der Dragoner. „Ich zog mit meinen Reitern aus, um zu sehen, ob alles ringsum im Lande sicher sei, da erfuhr ich von einem Wandersmann, daß ein kaiserliches Heer bei Jägerndorf lagere; wir eilen in die Gegend von Jägerndorf, von einer Anhöhe erblickte ich die Stadt und hinter derselben die Heereshaufen der Kaiserlichen mit Reiterei und Kanonen.“

„Eine Unheilskunde folgt der andern“, knirschte Torstensohn, „das ist die Frucht von Klippels Flucht, aber so leicht soll es den Kaiserlichen nicht werden, Freudenthal wieder zu gewinnen, lassen wir erst den Kampf beginnen, wir werden ja sehen, zu wessen Gunsten der Kriegsgott die eisernen Würfel fallen läßt, jetzt laßt uns aber zu Werke gehen, um die Stadt, soviel es die kurze Zeit bis zur Ankunft der Kaiserlichen erlaubt, noch mehr zu befestigen und in Verteidigungszustand zu setzen.“ —

Einige Tage waren nach diesen Vorfällen verflossen, das Heer der Kaiserlichen lag vor Freudenthal. Mit dem Toben des Kampfes, dem Kanonendonner und dem Schlachtgetümmel vermengte sich ein anderer nicht minder schauerlicher Ton: das klägliche Gewimmer des Armensünderglöckleins vom Türmchen der Gefängnißkapelle.

Torstensohn hatte Befehl gegeben, die unschuldigen Opfer seiner grenzenlosen Rachgier hinzurichten, um sich an der Einwohnerschaft für die nicht vollständige Zahlung der verlangten Geldsumme einerseits, und die Flucht der schönen Agnes und des Statthalters Klippel anderseits zu rächen. Auf dem Hauptplatze hatte man einen Galgen aufgerichtet und den Henker von Freudenthal gezwungen, mit seinen Schergen die Hinrichtung der gefangenen Bürger vorzunehmen.

Aus dem Gefängnisturm bewegte sich langsam ein trauriger Zug; es waren die Todesopfer. Voran schritt mit gesenktem Haupte, das in kurzer Zeit grau gewordene Haupthaar wirt über die Stirne hängend, die Glieder von Todeschauern durchbebt, Zielg, der gewesene Bürgermeister von Freudenthal. Diesem folgten die übrigen mitgefangenen Ratsherren, welche gleich dem Bürgermeister die Fähnlein der Bürger gegen die Schweden zum Kampfe geführt hatten. Zögernd schritten dieselben, mit vor Todesangst erdfahlen Gesichtern zwischen den sie begleitenden Musketiern dem Tode entgegen. Hinter den Ratsherren kam festem Schrittes, mutig und gefaßt, Hans Just, der Goldschmied, und den Schluß bildete die von der Last verlebter Jahre gebückte Greisengestalt des Klausners von Engelsberg, mit dessen schneeweißem Lockenhaar die Morgenluft spielte.

Den Verurtheilten zu beiden Seiten schritten nach dem dumpfen Klange einer Trommel zwei Reihen Musketiery; voran dem Zuge ein schwedischer Offizier zu Fuß und ein protestantischer Feldprediger. In dicht gedrängten Reihen stand das Volk in den Gassen, durch welche sich der Zug dem Hauptplatze zu bewegte. Lautes Weinen und Wehklagen von Weibern und Kindern drang aus den Häufen, als man der Verurtheilten ansichtig wurde, in alter Männer Augen traten Tränen und flossen in die ergrauten Bärte, die Bürger standen Bildsäulen gleich und ballten die Hände vor Schmerz und Wut. In immer dichteren Reihen drängte und wogte das Volk dem Hauptplatze zu und umringte das

Brettergerüst, auf welchem der Galgen stand. Jetzt war der Zug der Verurteilten auf der Richtstätte angelangt. Hoch zu Ross kam ein Reiter über den Platz gesprengt, kreischend wich das Volk rechts und links zur Seite; es war Torstensohn. Der Offizier, welcher den Zug der Verurteilten geführt hatte, stieg die Stufen des Gerüstes empor und verlas mit lauter Stimme den Todesbefehl Torstensohns, in welchem die Verurteilten als Rebellen bezeichnet, denen zur Sühnung ihrer Vergehen gegen die heilige Mission Schwedens der Tod durch Henkershand auferlegt wurde.

Aus dem Volkshaufen drängte sich ein hageres, vor Schmerz und Kummer früh gealtertes Weib, welches einen kleinen, blondgelockten Knaben an der Hand führte. „Benjamin armer Benjamin!“ schluchzte das Weib und warf sich an die Brust des ehemaligen Bürgermeisters Benjamin Zielg, der Knabe umschlang dessen Beine und rief: „Väterchen, lieb Väterchen, Du darfst nicht sterben, ich halte Dich fest und Du bleibst bei mir, liebes, gutes Väterchen!“

Die Soldaten drängten gewaltsam Mutter und Kind von Benjamin Zielg zur Seite und führten die Verurteilten die Stufen des Gerüstes hinauf.

Voll Verzweiflung warf sich das Weib vor dem General auf die Erde und flehte um Gnade und das Leben der Verurteilten; der kleine Knabe sank auf die Knie, hob bittend seine Händchen zu Torstensohn auf und rief: „Habt Erbarmen, Herr, und tötet meinen guten Vater nicht!“

Aber weder der Jammer des Weibes, noch die Tränen der Unschuld rührten das steinerne Herz des grausamen Generals, zögernd stand der Henker, auf Gnade hoffend, mit dem Verurteilten unter dem Galgen und hielt den Strick mit der Schlinge bereit.

„So walte Deines Amtes, Henker!“ rief mit rauher Stimme Torstensohn.

Blickschnell warf der Henker dem Verurteilten die Schlinge über den Kopf, die Schergen saßten an, der gellende Aufschrei eines Weibes und die lauten Jam-

merrufe eines Kindes übertönten das dumpfe Murren der Volksmenge. In wenigen Minuten hing Benjamin Zielg als lebloser Leichnam am Galgen. Nun wiederholte sich das gräßliche Schauspiel der Reihe nach an den Ratsherren. Laut betete der Feldprediger für das Seelenheil der Gerichteten; immer aufgeregter wurde die Volksmenge. Das anfangs dumpfe Murren ging in laute Drohungen und Verwünschungen gegen die Schweden über. Endlich kam auch die Reihe der Hinrichtung an den Goldschmied Hans Just und Josef, den Klausner von Engelsberg. Die Schergen nahmen die Leichen der Gerichteten ab und warfen dieselben auf einen bereit gehaltenen Karren, dann wurde der Goldschmied ergriffen und unter den Galgen geführt. Die Schlinge fiel über sein Haupt, er wurde emporgezogen, da riß mit lautem Krachen der Strick, dröhnend stürzte der Körper des Goldschmieds auf die Bretterbühne. Das Volk schrie und tobte, und wie von Geisterhänden bewegt, begann langsam und schaurig in abgerissenen Tönen, das unheilverkündende Läuten der Sturmglöcke herab vom Kirchturm. Die Volkswut war entfesselt, man hatte genug gelitten. „Nieder mit den Schweden! Haut Torstensohn in Stücke, Tod dem Tyrannen!“ brüllte das wütende Volk und drängte gegen die Nichtstätte.

Torstensohn zuckte zusammen, einen Moment hielt er unschlüssig, dann schwang er seinen Säbel blitzend in den Strahlen der Morgensonne und kommandierte mit weithin schallender Stimme: „Gebt Feuer unter den Pöbel!“

Die Musketiere legten ihre Waffen an, die Schüsse frachten, das Volk stieß ein entsetzliches Wutgeheul aus, welches noch den Donner der Kanonenschüsse und das Kriegsgetöse der Kaiserlichen auf den Wällen übertönte. Mit Hacken und Spießen, mit Sensen und Knütteln, alles wurde zur Waffe, was man zur Hand bekam, drang das Volk auf die Schweden ein. Die Musketiere, welche ihren Feldherrn umgaben und verteidigten, wurden trotz ihrer verzweifeltsten Gegenwehr

niedergemetzelt, der schrecklichste Tod war dem General sicher, da gab es kein Entrinnen mehr.

„Reißt ihn herab vom Pferde, stecht dem Mörderl eine Partisane durch den Leib!“ rief es wild durcheinander.

„Nicht töten! Nicht töten!“ erscholl es von einer anderen Seite, „so leicht soll er nicht sterben; er wird lebendig geschunden, gepfählt und gevierteilt.“

Schon drängte sich das Volk mit rasendem Unge- stüm nahe an Torstensohn heran, welcher wie ein Löwe kämpfte; da begann die Erde unter den Füßen der Kämpfenden zu beben, ein Donnerkrachen folgte, Schutt und Steine fielen aus der Luft; die Volkshaufen, durch die heftige Erschütterung zu Boden geworfen, wälzten sich in wirren Knäueln auf der Erde; der altersgrane, feste Turm zum hl. Michael samt darangebautem St. Michaelskirchlein war verschwunden. Viele Häuser waren eingestürzt, andere hatten Risse bekommen, Schutt, Trümmer und Körperteile von Menschen bedeckten Gassen und Plätze. Torstensohn war gleich den andern niedergeschmettert worden, hatte sich aber samt seinem Rosse schnell wieder aufgerafft, und das Vorgefallene ahnend, eilte er zu seinen Truppen in das Jägerndorfer Stadtviertel.

„Hurrah! Hurrah!“ brauste es tausendstimmig durch die Luft und das Heer der Kaiserlichen stürmte, alles vor sich niederschmetternd, was seinen Ansturm zu hemmen suchte, über die Trümmerreste des Turmes in die Stadt.

„Die Kaiserlichen kommen, der Schwede weicht!“ rief in lautem Jubel das Volk, beseelt von der Hoffnung, daß die Schreckenszeit der Schwedenherrschaft zu Ende gehe.

Auf der Bretterbühne unter dem Galgen kniete wie ein Träumender Josef der Klausner. In Silberlocken fiel sein Haar über die Schultern und sein langer, schneeweißer Bart wallte über die Brust. Die Hände gefaltet bewegten sich seine Lippen im stillen Gebete zu Gott, zum Lenker der Schicksale der einzel-

nen Menschen wie ganzer Völker. Vor dem Klausner kroch auf den Brettern halb tot und gelähmt vor Schreck und Todesangst Hans Just, der Goldschmied. Unbeweglich das Auge auf die Leichen der gerichteten Bürger geheftet, schien er nicht zu bemerken, was um ihn und in der Stadt vorging. Immer näher wälzten sich die Scharen der Kaiserlichen dem Hauptplatze zu, immer mehr drängten sich die Schweden, vor der Übermacht zurückweichend, nach dem Tore der Olmüher Vorstadt. Gassen und Plätze bedeckten sich mit Blut und Leichen der Erschlagenen.

* * *

Zwei Reiter mit hohen, wallenden Federbüschen und geschwungenen Säbeln sprengten an der Richtstätte vorbei. Mit einem jähen Ruck hielt der Erste still, er trug eine schwarze Binde am Kopfe; der zweite folgte seinem Beispiele.

„Was wohl dieses hier bedeuten soll, Herr Obrist von Heinau?“ sagte mit der Waffe nach dem Galgengerüst zeigend der erste Reiter; es war Lothar Ehrenfeld.

Der Obrist Friedrich von Heinau blickte nach der Bretterbühne, über welche sich der Galgen erhob. Ein dumpfer Ausruf des Schreckens kam unwillkürlich von seinen Lippen. Bestürzung malte sich in seinem Angesichte. „Gott, was ist hier vorgefallen?“ rief laut der Obrist. „Der Vater meiner Agnes!“ Mit einem Satz war er vom Pferde und sprang die Stufen zum Gerüste hinauf.

Der Goldschmied stöhnte laut, als Heinau auf die Bühne trat, sein Gesicht war mit Blut unterlaufen, mühsam dem Ersticken nahe, rang die Brust nach Luft. Der Henker und seine Schergen waren geflohen, ohne die abgerissene Schlinge vom Halse des Goldschmieds zu lösen. Heinau entfernte den Strick und rieb Angesicht und Schläfe des Goldschmieds mit Wein aus seiner Feldflasche. Da begann das fliehende Leben in den Körper des Goldschmieds wiederzukehren, das starre

Auge wurde beweglich, die Brust hob und senkte sich gleichmäßiger, er versuchte zu sprechen, aber vermochte es nicht; doch mit dem Ausdruck des Dankes ruhte sein Blick auf dem Obrist. Mit Grauen und Entsetzen hatte Lothar Ehrenfeld die Leichname der Gerichteten bemerkt, schauernd wandte er sich ab von dem schrecklichen Bild, stieg vom Kofse und trat auf die Bühne neben den Klausner. Der Alte hob sein Haupt und sinnend forschte sein Auge in den männlich-schönen Gesichtszügen des kaiserlichen Offiziers.

„Was sollte mit Euch geschehen, guter Alter?“ fragte voll Theilnahme Lothar Ehrenfeld den Greis.

„Zum Tode wurden wir geführt, zum Tode am Galgen; aber, o Gott, wie wird mir! Habe ich den himmlischen Flug schon getan, bin ich schon im Reiche der Seligen jenseits des Grabes? Teuere Bilder umgankeln mich, ich sehe geliebte Züge eines Angesichtes, auf welchem einst mein Vaterauge voll Freude und Zärtlichkeit ruhte. Ist es möglich? Ist es möglich?“ Die letzten Worte erstarben auf den Lippen des Klausners, eine Ohnmacht umhüllte seine Sinne, er sank auf die Bretter nieder. Ein tiefes, unsägliches Weh übermannte Lothar Ehrenfeld beim Anblick des hilflosen Greises, zu welchem er sich, wie durch die Gewalt dunkler Mächte hingezogen fühlte; hatte doch auch sein innig geliebter Vater den Tod auf dem Blutgerüste gefunden, in den unseligen Wirrsalen der Zeit als ein Hochverräther. Freilich erinnerte sich Lothar nur dunkel an seinen Vater, denn er war ja noch ein Kind im zarten Alter, als eine Schar roher Kriegsknechte trotz des Jammers seiner Mutter und des Weinens seines Bruders, den Vater aus dem Schlosse fortführten. Sein Vater hatte ihn, den weinenden kleinen Knaben zu sich emporgehoben, an seine Brust gepreßt und ihm glühende Küsse auf Mund und Wange gedrückt, Küsse des Abschieds für immer; dann zogen die Krieger mit seinem Vater den Abhang des Schloßberges hinunter. Noch lange hatte seine Mutter dem Scheidenden nachgeblickt, weinend in

Schmerz versunken, bis endlich die Schar hinter dem Gebüsch und wogenden Saatsfeldern bei einer Wegfrümmung verschwunden war; seit jener verhängnisvollen Stunde, welche ihm wie ein Nebelgebilde im Gedächtnis geblieben, hatte er seinen Vater nie wieder gesehen. Ein fremder Gebieter war im Schlosse seines Vaters eingezogen. Ein Jahr später wurde seine Mutter als starre, kalte Leiche hinausgetragen zur ewigen Ruhe. Verwandte nahmen sich seiner an, er wurde von seinem Bruder getrennt und auf eine von bewaldeten Bergen umgebene Burg nach Mähren gebracht, seinen Bruder nahm man mit fort zu Anverwandten seiner Mutter ins ferne Böhmerland. Warum tauchten in Lothars Seele die Bilder der Erinnerung seines vergangenen, an Schicksalen reichen Lebens beim Anblick der zusammengesunkenen Greisengestalt mit so lebhaften Farben auf? Sanft hebt er den Klausner mit kräftigen Armen empor und winkt einige Krieger herbei, welche dienstbereit heraneilen.

„Schafft diesen ohnmächtigen Greis an einen sicheren Ort!“ befiehlt Ehrenfeld den Soldaten. „Nuch diesen Mann hier!“ sagte Obrist von Heinau.

„Wohin?“ fragten die Soldaten.

„Nach dem Schlosse“ lautete die kurze Antwort und schon besteigen Lothar Ehrenfeld und der Obrist von Heinau ihre Rosse wieder und fort sprengen beide dem fliehenden Feinde nach. — — — — —

Die Schweden waren besiegt. Torstensohn floh, von dem Heere des Erzherzogs Leopold verfolgt, mit dem Reste seiner Truppen über Schlesiens Grenzen. Klippel zog mit seinen Offizieren und einer Truppe kaiserlicher Soldaten, welche der Erzherzog als Besatzung in Freudenthal zurückließ, unter dem Jubel des Volkes in die nun wieder gewonnene Stadt ein. Die Leichen der Gefallenen wurden begraben und die Verwundeten zur Pflege untergebracht. Dann wurde in der Stadtpfarrkirche ein feierlicher Dankgottesdienst abgehalten, zum Lob und Preis des Höchsten, welcher über den Wolken tront. Katholiken und Protestanten

lagen auf ihren Knien, vereint stiegen ihre Gebete zum Himmel auf, zu Gott der Liebe, dem Vater aller Menschen, zu dem der Katholik wie der Protestant, der Jude wie der Türke steht. Brausend wie Klänge aus dem Reiche der Himmelsgeister, wie Engelschöre vor dem Thron des Weltenlenkers, drang der aus hundertten dankerfüllten Herzen kommende Lobgesang durch die heiligen Hallen des Gotteshauses. Manche Träne, ein Kind der Schmerzen über das vernichtete Lebensglück, floß über granddurchfurchte Wangen hinab auf das alte Steinpflaster der Gott geweihten Stätte. Freudenthal hatte viel verloren, furchtbar gelitten durch die Furie des entmenschten Völkerkrieges. Als der Gottesdienst zu Ende und die Volksmenge in zahlreichen Scharen aus der Kirche durch die verödeten Gassen zog, zeigte sich vor der Adlerschänke am Kirchenplatz den Vorübergehenden ein gräßliches Schauspiel. Hübner, der Adlerwirt, von Furcht und Gewissensbissen über seine verräterischen Schandtaten gepeinigt, hatte in der Verzweiflung den Entschluß gefaßt, sein Leben durch Selbstmord zu enden. Um sich das Scheiden von der Welt leichter zu machen und vor der Ausführung des entsetzlichen Schrittes den Mut nicht zu verlieren, war Hübner auf den Einfall geraten, so viel Wein zu trinken, als er zu einem tüchtigen Rausche bedurfte, dann hatte Hübner ein scharfgeschliffenes Küchenmesser ergriffen, um sich die Kehle zu durchschneiden.

Der Adlerwirt setzte das Messer an den Hals, ein jäher heftiger Ruck, welchem ein hohler Schmerzensruf folgte und aus einer an der Kehle klaffenden Wunde, welche aber noch nicht tief genug war, um sofort den Tod zu bringen, quoll dunkelrotes Blut. Hübner, das Messer krampfhaft in der blutbefleckten Rechten, taumelte und stürzte auf die Erde. Da wich der Rausch von dem Schwerverletzten und die Lust zum Leben kehrte wieder. In namenloser Angst raffte sich der Adlerwirt wieder vom Boden der Schänkstube auf und die eine Hand fest auf die Todes-

wunde gepreßt, eilte er hinaus ins Freie. Der Blutverlust hatte die Kräfte des Selbstmörders geschwächt, er schwankte mit von Schmerz und Angst verzerrten Gesichtszügen einige Schritte dem Plaze zu, eine blutige Fährte zurücklassend, dann begann er zu taumeln und fiel auf das Straßenpflaster. Hier trat der Todeskampf ein. Unter furchtbaren Zuckungen wälzte sich der Adlerwirt mit Blut getränkten Kleidern auf der Erde, seine Finger krallten sich zwischen die Fugen des Steinpflasters. Die Vorübergehenden blieben stehen und schlossen einen Kreis um den Sterbenden.

„Was ist mit Euch vorgefallen, Adlerwirt?“ fragten mehrere Stimmen.

„Zu Hilfe, ich sterbe! Mein Gott, was habe ich getan!“ stöhnte Hübner und krümmte sich wie ein Wurm, dann deutete er nach dem blutigen Messer, welches seiner Hand entfallen war und sagte kaum vernehmbar: „Ich habe mich selbst gerichtet! Gott erbarme dich meiner, betet für meine arme Seele!“ Ein heftiges Köcheln entrang sich seiner Brust, der Körper streckte sich, noch ein letzter tiefer Atemzug und der Adlerwirt hatte ausgelebt. Man schleppte den mit Blut und Straßenstaub besudelten Leichnam in die Adlerschänke und machte dem Statthalter von dem Vorfalle die Anzeige. Dann gingen die Zeugen von Hübners gräßlichem Ende tieferschütterter auseinander. Sang- und klanglos wurde derselbe zur Erde bestattet. Die Adlerschänke ging in den Besitz von Hübners Anverwandten über. Bald herrschte in und um Freudenthal wieder reges Leben und Bewegung. Maurer und Zimmerleute arbeiteten vom frühen Morgen bis zum späten Abend, um die zur Hälfte in einen Trümmerhaufen verwandelte Stadt wieder aufzubauen. Auf den Feldern bei Altstadt ließ der Statthalter Klippel an der Stelle, wo sein Ross stürzte und er in die Gefangenschaft der Schweden geriet, zum bleibenden Andenken für künftige Zeiten ein Denkmal errichten. Das Klippeldenkmal steht heute noch, altersgrau, von

den Stürmen entchwundener Jahrhunderte benagt, als letzter Ueberrest aus den Schreckenstagen unserer Heimat *). Auch mit dem Aufbau der zerstörten Engelsstadt wurde begonnen. Der hohe deutsche Ritterorden unterstützte die unglücklichen Bewohner aufrichtigste mit Geld, Baumaterial und Lebensmitteln.

* * *

Auf den Flügeln der Liebe eilten Lothar Ehrenfeld und der Obrist Friedrich von Heinau nach dem glücklich errungenen Sieg über den schwedischen Feind zum Stadtrichter Weiser nach Dürreisen, um Regina und Agnes, des Goldschmieds Töchterlein, deren Vater im Schlosse zu Freudenthal noch krank darniederlag, nach der Stadt zu holen, denn bald sollte das heilige Eheband zwei liebende Paare zum Bund fürs Leben umschließen. Hans Just, welcher nun durch sein bitteres Schicksal, was ihm durch Torstensohn widerfahren, zu besserer Erkenntnis gekommen war, hatte mit Freuden eingewilligt, als der Obrist von Heinau um die Hand seiner Tochter warb. Mit Freudentränen im Auge hatte der Goldschmied von dem Obrist vernommen, wie Agnes mit ihm und dem Statthalter Klippel in jener stürmischen Winternacht aus Freudenthal geflohen, um der sinnlichen Liebe des Schwedengenerals zu entgehn.

„O, ich Unseliger, ich Verblendeter!“ rief der Goldschmied einmal über das andere, „welch ein böser Geist hielt mich gefangen, daß ich den Abgrund nicht erkannte, welcher mich zu verschlingen drohte, ich war ein Fanatiker und rannte blind meinem Verderben entgegen. Ihr, Herr Obrist, habt mir das Leben und meiner Tochter durch die Flucht aus den Mauern unserer Stadt die jungfräuliche Ehre gerettet. Wie unfähig elend wäre ich jetzt, wüßte ich mein Kind in der sinnlichen Umarmung des schwedischen Tyrannen. Nehmt Agnes hin, Herr Friedrich von Heinau, sie ist eine köstliche Perle weiblicher Tugend, der Liebling meines Herzens.“

*) Ist im vorigen Jahre renoviert worden.

Am Abend nach jenem ereignisvollen Tage, wo die Macht der Schweden gebrochen, Torstensohn nach schmachlicher Niederlage Freudenthal verlassen hatte, saß vor einer alten, baufälligen Hütte im Knappendorf Dürrseifen auf einer Rasenbank unter einem mächtigen Lindenbaum Hans Georg Weiser mit seiner Tochter Regina und Agnes, des Goldschmieds Töchterlein. Neben diesen hatte sich Winkelmann, der Bader, niedergelassen, welcher, stark mit den Händen gestikulierend, die neuesten Vorfälle in Freudenthal mittheilte. Die freudigste Erregung bemächtigte sich der kleinen Gruppe, als Winkelmann mit lauter Stimme erzählte, daß die Kaiserlichen als Sieger in Freudenthal eingezogen und die Schweden in wilder Flucht die Gegend verlassen hätten. Mit welcher fürchterlichen Opfern an Blut und Leben die Bergknappen von Dürrseifen den Sieg erkämpfen geholfen, das hatte der Bader noch nicht erfahren.

Es war einer jener herrlichen Abende des Spätsommers, wie man dieselben nur in Gebirgsgegenden zu genießen vermag. Schon schwammen die Täler in dämmerndem Schatten, aber über den majestätischen Häuptern des Altvatergebirges glühte der Himmel in rosigem Abendrot. Wie vergoldete Thürme von Geisterburgen ragten in abenteuerlichen Formen die riesigen Felsengruppen über das unheimliche Dunkel des Lauenforstes empor. Falber wurde nach und nach die goldene Glut des Himmels, sie löste sich auf in überschimmendes Blau, bis dieses selbst in schattenhaftes Grau versinkt; das ist der Tod eines bis ans Grabesdunkel der Nacht gealterten Erdentages; fürwahr, ein schöner Tod. Schon lange war Glanz und Glut erloschen, in seinen ewigen Azurbahnen erschien das Heer der Gestirne im unendlichen Weltenraume, am dunklen Osthimmel leuchtete mild wie ein Bote des Friedens des Halbmonds Sichel. Auf dem schmalen Fußpfade, welcher vor dem Zechenhause der Siebenbrüderzeche „Am goldenen Hirsch“ dem Dorfe zuführte, wurden langsame, schlürfende Schritte durch die hereinbre-

hende Nacht vernehmbar. Eine gebückte Gestalt, welche sich auf einen Knotenstock stützte, erschien am Saume des Waldes. Der Wanderer, welcher Bergknappenkleider trug, lenkte seine Schritte dem Hause zu, in welchem der Stadtrichter Hans Georg Weiser wohnte; hier traf er denselben noch in Gefolgschaft der Mädchen und des Baders unter der Linde.

„Glück auf! Herr Stadtrichter!“ grüßte der Angekommene, während er beide Hände auf die mächtige Krümme seines Stockes gelegt, vor der Gesellschaft stehen blieb.

„Gott zum Gruß! Grubenmeister Wendelin!“ rief der Stadtrichter und reichte dem Alten die Hand, „aber Pok Tausend, Grubenmeister, was ist denn Euch durch den Sinn gefahren, daß Ihr zu so später Abendstunde Guer einsames Zechenhaus „Am goldenen Hirsch“ da oben verlasset und ins Dorf herunter kommt? Wird Euch die Einsamkeit lästig, nachdem die Knappen alle nach Freudenthal gezogen?“

Wendelin ließ sich neben dem Stadtrichter nieder, schöpfte tief Atem und strich sich mit der Hand über seinen schneeweißen Bart, dann begann er mit unsicherer Stimme: „Droben in unserem Zechenhaus rumoren böse Geister, gestern nachts war es schrecklich anzuhören. Ich alter Mann habe so manches erfahren in den Tiefen der Erde, beim trüben Schein des Grubenlichtes, aber daß die Berggeister über Tage ihr Unwesen treiben, um mich zu äffen, ist mir noch nicht vorgekommen. Wie ihr wißt, bin ich, seit unsere Knappen mit dem Statthalter Klippel nach Freudenthal gezogen, mutterseelenallein im Zechenhaus. Kaum ist die Dunkelheit hereingebrochen, so sehe ich nach, ob alle Türen wohl verschlossen sind und mache die Läden vor die Fenster, dann verrichte ich meine Abendandacht, bete auch zu unserer Patronin, der heiligen Barbara, besprenge mein Lager mit Weihwasser, um alle schlimmen Geister von mir ferne zu halten dann lege ich mich in Gottes Namen zur Ruhe. Aber der wohl-

tätige Schlaf wollte sich nicht auf meine Augen senken, munter starrte ich in die mich umgebende Finsternis und dachte kummervoll an meine Bergknappen, wie ein Vater an seine Söhne denkt; denn von Freudenthal her dröhnte ferner Kanonendonner durch die Nacht. Da vernehme ich vom Schachte deutlich ein lautes Trappen, ein Scharren und Kraken an der Eingangstüre, dann ein dumpfes Knurren und Brummen. Himmel hilf! rufe ich, das ist der Berggeist, der kündigt Unglück an. Wie ich noch so in Furcht und Grauen liege, beginnt unter meinen Fenstern ein Jammern und Wehklagen, daß mir das Blut in den Adern erstarret und die Haare zu Berge stiegen, Jammertöne, wie das Wimmern des Sturmes in den Ruinen einer Räuberburg auf der steilen Höhe. Deutlich vernehme ich die Worte, von hohler Grabesstimme gesprochen: „Wo wandelst du, blutiger Schatten, deinem Grabe entstiegen zu stiller Mitternachtsstunde, hab' Erbarmen mit deinem Bruder, zeige dich mir, ich suche dich auf den einsamen Höhen, in den Tälern der Wildnis, ohne dich zu finden! O, du fliehst mich! Du fliehst mich, deinen Mörder und fluchst ihm noch jenseits des Grabes! O, wie es brennt, das Bruderblut auf meiner Hand, in meinem Herzen! Hab' Erbarmen, Schatten meines Bruders, die Hölle thront in meiner Brust, ich leide die Qualen der Verdammten.“ Und wieder beginnen die Jammertöne in stiller, stockfinsterner Nacht. Ich verkriech mich unter die Decke meines Bettes, in Strömen bricht mir der Angstschweiß aus, erst als der helle Tag zwischen den Ritzen der Fensterläden in mein Gemach fiel, getraue ich mich wieder hervor. Nun, denke ich, wird der Geisterspuk wohl für lange Zeit wieder ausbleiben, aber stellt Euch mein Entsetzen vor, als ich vorhin die Thür schließen will, seh' ich im Glanze der Abendröthe zwischen dem Gebüsch eine Schreckensgestalt, wie ein wandelndes Skelett mit hohlen Augen und abgekehrten Gliedern, ein wahres Gespenst. Ich, an allen Gliedern zitternd, stülpe meinen Hut auf den Kopf, ergreife meinen

Stoß, verschließe die Türe von außen und eile, so schnell es meine morschen Beine erlaubten, zu Euch.“

Der Grubenmeister schwieg und blickte mit großen feuchtschimmernden Augen den Stadtrichter an.

„Seltsame Geschichte, obwohl ich an keine Gespenster glaube,“ sagte sinnend Weiser. „Was haltet Ihr von dem Spuk, Bader Winkelmann?“

„Ich, ich,“ stammelte dieser, „glaube fest und sicher an Geister und überirdische Dinge, denn es geschehen Fälle im menschlichen Leben, die selbst der Verständigste unter den Verständigen nicht begreift und manches geheimnisvolle Rätsel liegt ungelöst zwischen Himmel und Erde.“ Der Stadtrichter schüttelte schweigend das Haupt. Auch die anderen blieben eine Weile still, allerlei Gedanken über den sonderbaren Spuk beim Zechenhause beschäftigten die Köpfe.

Plötzlich fuhr Regina von ihrem Sitze auf und rief freudig erregt: „Sie kommen! Sie kommen! Ehrenfeld und Heinau!“ Wirklich vernahm man auf dem Dorfwege den Hufschlag von zwei Rossen und in wenigen Minuten befand sich Lothar Ehrenfeld und Friedrich von Heinau bei den Versammelten unter der Linde. Die kaiserlichen Offiziere sprangen von ihren Rossen und schlossen die Jungfrauen in ihre Arme.

„Wir haben den Sieg errungen, Geliebte! Der Feind flieht über die Grenzen unserer Heimat und die sanfte Friedensgöttin hält ihren Einzug in diese Täler; nun soll uns nichts mehr trennen, nun bist Du mein für immer, bald feiern wir Trauung und Hochzeit. O Gott! Welche Wonne, welche Seligkeit schenkst Du uns nach schweren Leiden und Prüfungen!“ rief im Uebermaß des Entzückens Lothar und drückte Regina fester an seine Brust.

„Auch wir gelangen durch Kampf zum Sieg, teuere Agnes,“ sagte Friedrich von Heinau. „Dein Vater segnet Dich, daß Du geflohen, Du bist meine Braut. Lothars und Reginas Hochzeitstag soll auch der unsere sein.“ Als sich der Jubel der Liebenden einiger-

maßen gelegt hatte, erzählte der Obrist auf des Stadtrichters Bitte alle Einzelheiten des Kampfes bei Freudenthal. Als Heinau auch des Bergknappen Peters Heldentat schilderte, wie derselbe samt dem größten Teil seiner Kameraden den ruhmreichen Tod für das Vaterland starb, bemächtigte sich tiefe Rührung der Anwesenden.

Der alte Grubenmeister weinte laut wie ein Kind, dann sagte er mit vor Behmut und Schmerz zitternder Stimme: „Peter und meine anderen Knappen sind tot, auch ich sehe die Stunde nahen, wo mich der Herr zu sich ins bessere Jenseits ruft, mein lebensmüder Körper sehnt sich nach der Grabesruhe; der Todesengel soll mir willkommen sein, wenn er kommt, um mich im Schoße der Mutter Erde zu betten, in deren Eingeweiden ich bei Mühe und harter Arbeit den größten Teil meiner Lebensjahre vollbrachte, dann wird aber kein fröhliches „Glück auf!“ mehr in der Siebenbrüderzecke erschallen, Kunst und Wissen des edlen Bergbaues gehen mit uns ins Grab, verödet und unbekannt werden die goldenen Schätze in den finsternen Tiefen schlummern, bis in ferne, künftige Zeiten.“ Wendelin trocknete sich die Tränen von den eingefallenen Wangen, dann fuhr er fort: „Nun wird mir der Spuk klar, es war Peters Seele, welche von der Erde scheidend, jammernd von mir Abschied nahm, heute sah ich ihn, ein Bild des Todes, umflossen vom Glorienschein des im Abendrot strahlenden Himmels.“ Die beiden Offiziere hatten bei des Grubenmeisters Worten hoch aufgehört, und als er geendet hatte, fragte Lothar, was es mit dem erwähnten Gespensterspuk für ein Bewandnis habe.

Noch einmal erzählte Wendelin seine Schreckensgeschichte der verflossenen Nacht.

„Wohlan!“ sagte Ehrenfeld, „das Rätsel soll gelöst werden, ich selbst gehe mit Euch, Grubenmeister, ins Zechenhaus der Siebenbrüderzecke.“

„Ich bitte Dich, Lothar, bei meiner Liebe, gehe nicht, stürze Dich nicht wieder in eine neue Gefahr, die

Deiner vielleicht dort oben harret!" flehte Regina den Geliebten an.

Sei ohne Sorge, Kind, Gott wird mich schützen, ein unerklärliches Gefühl erfüllt mein Herz, wie ein hanges, unaussprechliches Sehnen, dann wieder wie ein Aufjubeln, ein Gemenge von Freude und Schmerz, ein noch nie empfundenes Ahnen und Drängen unbekannter Gefühle, ich kann nicht widerstehen, ich muß gehen, um den geheimnisvollen Schleier zu lüften!" Wie von einer unsichtbaren Macht gedrängt, küßte Lothar seine Braut, winkte dann dem schon bereit stehenden Wendelin, und beide schritten durch die Finsternis den Abhang „Zum goldenen Hirschen" hinauf, wo sich, ringsum von hohem Wald umgeben, das Zechenhaus der Siebenbrüder befand. Die Zurückgebliebenen gingen in das Haus, welches der Stadtrichter bewohnte, um dort Lothars Rückkehr abzuwarten.

Die Mitternachtsstunde konnte nicht mehr ferne sein, als Lothar Ehrenfeld und der alte Grubenmeister Wendelin bei dem einsamen Gebäude anlangten. Eine Totenstille herrschte heute auf den sonst Tag und Nacht belebten Galdenplätzen. Aus der finsternen Tiefe der Schächte drang der Schlag von Schlägel und Eisen nicht empor, nur ein Käuzchen ließ seinen stillen Ruf durch die Lüfte tönen und der Nachtwind rüttelte an den Fensterläden des Zechenhauses. Wendelin schloß stillschweigend die Thür auf und verriegelte dieselbe wieder, als beide eingetreten waren. Dann schlug der Alte Feuer und entzündete eine Grubenlampe, welche mit düsterem Scheine die Wohnung des Grubenmeisters erhellte. Wendelin zog sein altes, vergilbtes Gebet- und Bibanungsbuch mit abgegriffenen Deckeln aus der Schublade eines schweren Holztisches, an welchem sich beide niedergelassen hatten und begann mit lauter Stimme ein Gebet zur heiligen Barbara.

„Wenn ich aus diesem Buche die heiligen Gebete lese, kann uns kein böser Geist schaden, weder an Leib, noch an der Seele," sagte mit wichtiger Miene der Grubenmeister, „denn das Buch ist geweiht, und vor

geweihten Sachen fliehen alle Gespenster, welche Gottes Richterspruch zum nächtlichen Wandeln verdammt, bis zum Tage des jüngsten Gerichtes." Schon hatte Wendelin das erste Gebet vollendet und blätterte Seite um Seite des Buches durch, um, wie er sagte, ein zweites Gebet zu suchen, welches besonders wirksam gegen Gespensterspuk sein sollte. Ein heftiger Windstoß fuhr pfeifend durch das alte Gebäude, dessen morsches Holzwerk in seinen Fugen krachte. Mit dem Brausen und Pfeifen des Windes durch den Forst vermengten sich bald ferne Klagetöne, wie aus schmerzbewegter Brust entstiegen. Immer lauter und vernehmbarer wurde der geheimnisvolle Jammer, immer näher kamen die Wehelaute dem Zechenhanse. Dem alten Wendelin entfiel vor Schreck das Andachtsbuch, er stocste im Gebete und schwieg, sein Auge hing ängstlich an Lothars ernstem aber ruhigen Angesicht. Jetzt klopfte es leise an der Haustüre und ein kurzes Geräusch wurde hörbar, dem einige dumpfe Laute einer menschenähnlichen Stimme folgten. Lothar sprang mit blanker Waffe vom Sitze auf und eilte der Türe zu, um sie zu öffnen, während der alte Wendelin entsetzt hinter den alten turmartigen Feuerherd kroch, um sich vor dem Gespenste zu verbergen. Ehrenfeld zog rasch den Riegel zurück, die Türe flog auf und im Zwiellicht des Sternenschimmers wurde eine große, in einen langen Mantel gehüllte Gestalt sichtbar.

„Wer seid Ihr und was führt Euch zu später Nachtstunde hier einsam durch die Wälder?“ fragte Lothar Ehrenfeld.

„Habt Erbarmen, Herr, ich bin ein Unglücklicher, von Gewissenspein getrieben zu wandeln bei Tage und bei Nacht, ohne Rast und ohne Ruhe“, stöhnte mit schwacher Stimme die Gestalt und klammerte sich an der Türpfoste fest, um nicht vor Ermattung niederzuzusinken.

„So tretet ein! Ich sehe es, die Ruhe tut Euch not“, sagte Lothar. Die Gestalt wankte in das von der Lampe erhelltene Innere der Wohnung. Es war eine

seltfame Erscheinung. Ein hochgewachsener Mann in besten Lebensjahren, mit einem geisterbleichen Angesichte, welches ein dunkler verwilderter Vollbart umrahmte, stand, an allen Gliedern zitternd, vor Lothar Ehrenfeld. Unter dem zerfetzten Mantel, welcher die Gestalt umhüllte, wurde die Uniform eines schwedischen Offiziers sichtbar; wirr hing das krause, vom Winde zerrauhte Haupthaar über Stirne und Nacken, und aus dem dunklen Auge sprach ein unbeschreiblicher Seelenschmerz. Der Blick des Fremden schien sich in Lothars Angesicht zu bohren, starr und unbeweglich stand er einige Minuten, dann rang sich ein lauter Aufschrei aus seiner Brust: „Lothar! Lieber teurer Bruder, vergib Deinem Mörder!“ stammelten seine Lippen und kraftlos sank die Gestalt zu Boden. Wie vom Blitz gerührt stand Lothar. Der Fremde kannte seinen Namen, Bruder hatte er ihn genannt. Allmächtiger Gott! Sollte diese verwahrloste, geisterähnliche Gestalt Alfred Ehrenfeld, sein geliebter Bruder sein, von welchem ihn in zarten Kinderjahren ein grausames Geschick trennte. Lothar beugte sich über den Ohnmächtigen, hob dessen Haupt empor und blickte ihm in's blasser Antlitz. Je länger er diese nun von Schmerz entstellten Züge betrachtete, um so deutlicher tauchte das Bild seines einzigen Bruders in seiner Erinnerung auf. Ja, das war das freundliche, seiner seligen Mutter so ähnliche Angesicht, dasselbe blonde Lockenhaar, welches ehemals das Haupt seines Bruders zierte, derselbe zartgeschnittene Mund, von welchem er vor zwanzig Jahren in der bitteren Stunde des Scheidens den letzten Kuß der Bruderliebe empfangen.

„O, Alfred!“ rief Lothar und riß im Ausbruch stürmischer Freude den wiedergefundenen Bruder an seine Brust. Da schlug dieser die Augen auf, sein vorher ängstlicher Blick strahlte nun Wonne und Seligkeit.

„Wie himmlisch wohl ist mir, nun bin ich der Erde mit ihrem Jammer, mit ihren Tränen entrückt, der Geist meines von mir im wilden Kampfe gemordeten Bruders hält mich umfangen, geführt, verziehen

ist meine blutige Tat. Wie ein zweiter Kain, unstet und flüchtig, irrte ich durch Berge und Wälder, rast- und ruhelos. Dem Nachtwind vertraute ich die Klagen meiner von peinlicher Gewissensangst gefolterten Seele, nun hast Du, allgütiger Gott, mein Flehen erhört, ich bin erlöst." Alfred schwieg erschöpft, ein heftiges Zittern durchbebte seinen Körper.

"Armer Bruder, was magst Du gelitten haben!" sagte Lothar, und die hellen Tränen rannen über seine Wangen, „wie muß ich Dich wiederfinden, arm, elend und verlassen, ein Bild des Jammers.“

„Lebe ich und hält ein Traum meine Sinne noch befangen, welcher mir Dein Bild, geliebter Bruder, zeigt? Ach, daß ich dann nie wieder erwachte vom kurzen Schlummer, wo ich gelagert auf hartem Waldesgrund am Fuße einer Felsengruppe, es wäre ein furchtbares Erwachen, einsam, schmerzerfüllt, von Gott und Menschen verlassen in der Wildnis der Berge“, sagte leise Alfred.

„Du träumst nicht, teurer unglücklicher Bruder“, sprach Lothar, mit der Rechten liebevoll über das krause Haupthaar seines Bruders streichend, „Dich umgibt die Wirklichkeit, wir leben und wachen beide; aber wunderbar ist unser Wiederfinden, nun soll uns nichts mehr trennen.“

„Ich wache und Du lebst!“ jubelte Alfred. „Himmel, welch ein Glück, welche Gnade übst Du an mir, der höchste meiner Wünsche ist erfüllt, ich sehe den teuren, vielgeliebten Bruder wieder, welchen ich unter furchtbarer Gewissenspein als tot beweinte; aber löse mir das Rätsel, Lothar, ich sah Dich doch im Kampfe bei Engelsstadt von meinem wuchtigen Säbelhieb nach Deinem Haupte tot vom Rosse sinken, bis ich wenige Stunden später von jener Jungfrau, Deiner Braut, erfuhr, daß ich Dich, meinen Bruder, getötet; ach, daß ich Dich damals nicht erkannte. Wie ein von Gottes Fluch Getroffener irre ich seit jenem furchtbaren Tage ohne Rast, ohne Ruhe, durch das Gebirge; das Wasser der Gebirgsquellen war mein

Trank, der harte Erdboden mein Nachtlager und die Beerenfrüchte der Waldpflanzen meine Speise; matt und entkräftet hat ich zu Gott um Erlösung von meinem jammervollen Dasein und hoffte mit Freude auf den Tod."

"Gott hat Alles zu unserem Wohle geleitet, was uns Unglück schien, hat sich als Glück erwiesen, deshalb mache Dir keine Vorwürfe mehr, geliebter Bruder!" sagte Lothar und preßte Alfreds Rechte in der seinen. "Wir standen einander als Feinde gegenüber im schrecklichen Völkerring, ohne daß wir uns kannten, ohne daß wir es ahnten, kämpften wir Bruder gegen Bruder, um Tod oder Leben. Hätte nicht Deine Waffe meinem Haupte die schwere Wunde geschlagen, so hättest Du gewiß von meiner Hand den Todesstoß erhalten; danken wir dem Allmächtigen, daß er uns wieder vereint hat."

Während sich die beiden Brüder der Freude und Seligkeit des unverhofften Wiedersehens hingaben, verließ auch der alte Grubenmeister Wendelin sein Versteck hinter dem Herd und staunte verwundert, ohne das Vorgefallene zu begreifen, die beiden Männer an.

"Verbannt alle Geisterfurcht, guter Alter!" rief ihm lachend Lothar zu, "und bringt herbei, was Ihr an Speise und Trank besitzt, mein armer Bruder ist ganz entkräftet und bedarf einer Stärkung." Der Grubenmeister öffnete einen Wandschrank und entnahm demselben Brot, Käse und eine Flasche Wein, welches er auf den Tisch stellte. Alfred, von Hunger gepeinigt, ließ sich das einfache Mahl köstlich munden und fühlte sich nach demselben neu gestärkt und gekräftigt. Lothar hatte neben dem Bruder Platz genommen und nachdem Alfred Speise und Trank genossen hatte, sagte Lothar: "Bruder, nun bitte ich Dich, zürne mir nicht, wenn ich frage, was Dich dazu bewogen hat, Kriegsdienste beim Heere des Schwedengenerals Torstenjohn zu nehmen?"

Alfred blickte seinen Bruder mit freudeschimmernden Augen an, dann begann er: „Wie Du Dich erinnern wirst, nahm mich nach dem Tode unserer Eltern der Bruder unserer seligen Mutter, Ritter Jan von Felsheim mit sich nach dem Böhmerland, wo ich wie das eigene Kind auf dem Schlosse unseres Oheims lebte. Der Oheim, welcher mich besonders lieb hatte, war ein eifriger Anhänger der protestantischen Lehre und ließ auch mich in diesem Glauben erziehen. Schon war die Furie des Religionskrieges in Mähren, Schlesien und den österreichischen Ländern eingezogen, niedergebrannte Ortschaften, verwüstete Städte, brachliegende Felder und verwilderte arme Menschen waren die Folgen des unheilvollen Kampfes. Nur das Böhmerland war von diesen unheilvollen Verwüstungen bisher verschont geblieben, denn der mächtige Wallenstein, Herzog von Friedland, hielt mit schirmender Hand den Krieg von Böhmen ab, wo Wallensteins zahlreiche Güter lagen. Aber nach des Herzogs gewalttätigem Tode im Jahre 1634 blieb auch Böhmen nicht länger von dem Kriegsgetümmel verschont. Der Haß zwischen Katholiken und Protestanten, von fanatischen Priestern geschürt, loderte zur hellen Flamme der Feindschaft auf und führte zu Greuelthaten und Verbrechen aller Art. Im Jahre 1638 fiel der schwedische General Banner mit seinen Kriegsvölkern in Böhmen ein, binnen kurzer Zeit durchzog derselbe den größten Theil des Landes, die kaiserliche Armee war den Schweden gegenüber ohnmächtig und vermochte es nicht, dem Vordringen von Banners kriegstüchtigen Scharen Einhalt zu thun. Die Protestanten hielten sich zu den Schweden und wurden von dem schwedischen General den Katholiken gegenüber begünstigt. Dieses steigerte die Gehässigkeit der beiden Religionsparteien noch mehr, die Katholiken suchten die von den Schweden an ihnen verübten Unbilden an den Protestanten zu rächen, und so war bald die Bevölkerung allerorts in zwei feindliche, einander bekämpfende Lager geteilt. Auch in der Gegend, wo sich die Besitzungen unseres



Dheims, meines Pflegevaters Ritter Jan von Felsheim, befanden, herrschten diese unseligen Zustände. Obwohl mein Pflegevater den Katholiken gegenüber stets gerecht, freundlich und versöhnlich handelte, wurde er doch von denselben als Protestant gehaßt und die Katholiken ließen keine Gelegenheit vorübergehen, um ihre unverjöhnliche Feindschaft zu bekunden. Unsere Gegend, ein von hohen bewaldeten Bergen eingeschlossenes Thal, hatte durch seine verborgene, geschützte Lage das Glück gehabt, weder von den Schweden, noch von den Kaiserlichen, was in Bezug auf Raub und Plünderung eigentlich ohne Unterschied war, heimgesucht zu werden. Aber eines Tages gegen die Mittagszeit wurde Waffengetöse und Hufschlag auf dem Wege, welcher nach unserer Ortschaft führte, vernehmbar, und eine Stunde später lagerte ein Trupp schwedischer Reiter in der Thalmulde unterhalb dem Schlosse. Mein Pflegevater begab sich, um alles Unheil zu verhüten, sogleich zu dem Anführer der Truppe und überreichte demselben eine ansehnliche Geldsumme mit der Bitte, die Bevölkerung des Tales, Katholiken wie Protestanten, zu schonen.

Der Truppenkommandant, nachdem er noch erfahren, daß mein Pflegevater Protestant sei, gab sofort den Befehl, die Truppe habe sich zum Abmarsch für den kommenden Morgen bereit zu halten und das Plündern oder Brandschätzen, sowie jede andere Gewaltthatigkeit an der Bevölkerung sei den Kriegern bei Androhung der Todesstrafe untersagt. Ritter Jan von Felsheim, durch den gerechten Sinn des Schwedenführers erfreut, lud denselben zu sich aufs Schloß und ließ ihn mit Speisen und Wein bewirten. Währenddem hatten einige schwedische Krieger das Wirtshaus im Orte besucht und von dem Wirte Speisen und Getränke unentgeltlich gefordert, trotz des ergangenen Verbotes. Der Wirt weigerte sich und es kam zum Streite, an welchem einige katholische Männer aus dem Dorfe Anteil nahmen, welcher damit endigte, daß die Schweden von ihren Waffen Gebrauch machten

und einer von den Männern, ein noch junger Bursche, tot auf dem Plaze blieb. Der schwedische Kommandant ließ die Anstifter des gegen seinen Willen begangenen Frevels erschießen, dann verließ am folgenden Morgen die Truppe den Ort. Mein Pflegevater freute sich, die drohende Gefahr von der Bevölkerung abgewendet zu haben, aber nicht lange währte seine Freude, es sollte bald anders kommen. Das Leichenbegängnis des von den Schweden gemordeten katholischen Jünglings fand am folgenden Tage unter Teilnahme einer großen Volksmenge statt. Selbst auch mein Pflegevater und ich, wir gingen hinab ins Dorf, um uns dem Leichenzuge anzuschließen und dadurch unsere Freundschaft und Teilnahme der katholischen Bevölkerung gegenüber auszudrücken. Die anwesenden Männer warfen uns giftige Blicke voll Zorn und Haß zu, als wir beim Trauerhause erschienen, und die Weiber empfingen uns mit Schimpfworten.

„Seht den lutherischen Schloßherrn und seinen Zögling, welche die Schweden gegen uns gehetzt, jetzt kommen sie, die verruchten Kezer, um sich an unserer Trauer zu ergötzen!“ rief ein Bauernweib.

„Die evangelischen Hunde, diese Antichristen und Satansbrüder verdienten, totgeschlagen zu werden!“ schrie aus Leibeskräften ein verwahrlost ausschender, in Lumpen gehüllter Trunkenbold.

Ein dumpfes Murren und Brummen ging durch die Volksmasse. Mir wurde bei der drohenden Haltung des katholischen Volkes unheimlich zu Mute. „Gehen wir zum Schlosse zurück, bester Oheim,“ bat ich.

„Sei ohne Furcht und Sorge, Alfred,“ sagte dieser lächelnd, ich kenne dieses Volk, es ist gut, nur einzelne fanatische und unzufriedene Kreaturen sind es, welche uns beschimpfen.“ Der Leichenzug bewegte sich dem Friedhofe zu, ich und unser Oheim, wir folgten als die Letzten. Die Leiche wurde ins Grab gesenkt, man sprach ein kurzes Gebet für die Seele des Verstorbenen, dann begann sich das Volk zu zerstreuen. Auch wir begannen den Rückweg einzuschlagen. Plöz-

lich wurde mein Pflegevater, welcher neben mir einherschritt, von dem Strolch, welcher uns zuvor beschimpft hatte, ergriffen und zur Erde geworfen, dies war das Signal für die entfesselte Volkswut. In dichten Haufen drängte sich das Volk tobend und schreiend herbei, fürchterliche Flüche und Verwünschungen wurden gegen uns geschleudert. Der Strolch zückte einen Dolch nach der Brust des Oheims.

„Tod den Lutheranern, nieder mit den Kettern!“ brüllte es ringsum aus vielen hundert Kehlen, vergebens suchten einige Männer mit vernünftigen Worten die aufgeregte Menge zu beschwichtigen; der Strolch bohrte seine Waffe vor meinen Augen mehrmals in die Brust meines Pflegevaters. Ich war machtlos, die wütende Menge abzuwehren, denn ich besaß keine Waffe. Mit Stöcken und Knütteln schlug man auf den Ermordeten und entstellte die Leiche bis zur Unkenntlichkeit. Nun wendeten sich die Wütenden gegen mich, aber einige Männer, welche die Bluttat des entmenschten Haufens mißbilligten, nahmen mich Wehrlosen in ihre Mitte und führten mich in ein Bauernhaus, wo ich Schutz fand; der Volkshaufe zog den Schloßberg hinauf, mordete und vertrieb die Schloßbewohner und steckte das Schloß in Brand.

Ich zog am anderen Morgen nach diesem Schreckenstage mit schwerem Herzen und leichtem Beutel aus meiner zweiten Heimat hinaus in das mir fremde Land. In einigen Tagen traf ich den Schwedenführer mit seiner Truppe, welcher in unserer Ortschaft gelagert hatte und als ich demselben das Unglück und den Tod meines Pflegevaters mittheilte, beschloß er voll Grimm, mit seiner Truppe umzukehren und an den Ortsbewohnern Rache zu nehmen. Ich hat aber, dies nicht zu tun, damit nicht viele Unschuldige mit den Schuldigen leiden sollten. Der schwedische Offizier begab sich mit seinen Reitern zu einer über zweitausend Mann zählenden Armee, welche nach Schlesien ziehen sollte, um dort Torstensohns Heer, welches stark gelitten hatte, zu verstärken. Ich, ohne Heimat, ohne Mit-

tel, nahm auf Anraten des Schweden Kriegsdienste, und zog mit der Armee zu Torstensohns Heer nach Schlesien, der Heimat, welche mich geboren. Arm und verlassen, keinen Menschen, an welchem sich mein Herz hätte in Liebe und Freundschaft fesseln können, fand ich Vergnügen an dem rohen Kriegerleben, allmählich begann mein ehemals so weiches Herz zu verhärten und wurde abgestumpft für menschliches Elend, von welchem ich so viel erlebt und gesehen hatte. Ich selbst war zum rohen Krieger geworden. Wohl wußte ich, daß ich noch einen Bruder hatte, aber wo sollte ich diesen finden nach zwanzigjähriger Trennung. Es war ein viel zu langer Zeitraum, seitdem keine Nachricht von Dir, lieber Lothar, zu meinem Ohre gelangte, bis ich Dich wiederfand im Schlachtgetümmel, wo wir als Feinde einander gegenüberstanden und meine Hand unbewußt die Waffe vernichtend gegen Dein Haupt schwang, während sich mein Herz liebend nach dem einzigen Bruder sehnte.“

Alfred war nun mit seiner Erzählung zu Ende. Lothar, welcher auf jedes Wort mit Aufmerksamkeit gelauscht hatte, schloß den nun glücklich wiedergefundenen Bruder in die Arme und sagte: „Nun laß uns alle Leiden und Trübsale vergessen, nichts soll uns mehr trennen in diesem Leben.“ Der Morgen begann zu dämmern, ein falber Streif im Osten verkündete den kommenden Tag. Lothar drückte dem alten Grubenmeister Wendelin eine Goldmünze für die Bewirtung seines Bruders in die Hand, dann nahmen beide Abschied von dem Alten in dem einsamen Zedehaus und schritten in dem Halbdunkel des kommenden Morgens den Bergabhang, der goldene Hirsä genannt, hinunter, dem Dorfe Dürreisen zu.

* * *

In der Wohnung des Stadtrichters Weiser hatte man die Nacht hindurch gewacht, um Lothars Rückkehr abzuwarten. Aber Mitternacht war schon lange vorbei und der sehnsüchtig Erhoffte kehrte noch immer nicht zurück. Regina weinte voll Bangigkeit heiße Tränen um den Geliebten und als endlich schon der Morgen

graute, wurden auch Hans Georg Weiser und der Obrist Heinau besorgt. Schon stand der Obrist bereit, nach dem Zechenhaus am „Goldenen Hirsch“ aufzubrechen, um sich über das lange Verweilen Lothars Gewißheit zu verschaffen, da wurden Fußtritte vor dem Hause vernehmbar und Lothar Ehrenfeld erschien, von seinem Bruder begleitet, im Hause. Regina eilte dem Geliebten in die Arme, als sie aber des Mannes ansichtig wurde, welcher hinter Lothar in die Stube trat, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus; sie erkannte in dem Eingetretenen den schwedischen Hauptmann, welcher bei der Verschwörung von Engelsstadt sie aus dem brennenden Hause ihres Vaters gerettet hatte. Regina war dem Schweden, welcher den tödlichen Hieb nach dem Haupte ihres Bräutigams geführt, als dieser beim Namen ihres Geliebten in lauten, für sie unerklärlichen Jammer ausbrach; nun stand dieser Mensch, obwohl blaß und abgehärtet, vor ihr, neben Lothar. Auch die anderen Anwesenden staunten den Fremdling an, welcher mit einem freundlichen Gruß am Eingange stehen blieb.

„Seht hier meinen teuren Bruder Alfred Ehrenfeld, den gewesenen schwedischen Hauptmann Felsheim. Gott hat ihn wunderbar in meine Arme geführt nach langer Trennung,“ sagte mit freudeleuchtenden Blicken Lothar. Nun ging das Staunen in Freude über. Alfred wurde von Allen mit gleicher Herzlichkeit und Freundschaft empfangen, und als Lothar Ehrenfeld das Leben und die Schicksale seines Bruders, sowie auch das Wiederfinden im Zechenhaus bei den Siebenbrüdern am „Goldenen Hirschen“ schilderte, blieb kein Auge trocken. Schon stand die Sonne hoch am östlichen Himmel, als die wieder glücklich Vereinten mit ihren gegenseitigen Fragen, Erzählungen und Aufklärungen fertig wurden. Auch Lothar teilte mit, daß er sich, seitdem er das Schloß seiner Eltern nach deren Tode verlassen mußte, in Mähren auf den Gütern von Anverwandten väterlicherseits befand, wo er bis zum zwanzigsten Lebensjahre in stiller Abgeschlossenheit von

dem Getriebe der Welt lebte und durch Lehrer und Erziehler in Künsten und Wissenschaften unterrichtet wurde. Seine Pfllegeeltern faßten den Entschluß, den hoffnungsvollen Jüngling für den Militärstand zu widmen. Ein der Familie befreundeter kaiserlicher Obrist nahm den Jüngling in sein Regiment auf, wo es Lothar durch seine Kenntnisse und durch seine in mehreren Gefechten mit den Schweden bewiesene Tapferkeit bald zu einer hervorragenden Stellung brachte. Als nun Torstensohn in Schlessien einfiel und auch die Stadt und Herrschaft Freudenthal von den Schweden bedroht erschien, welche in zahlreichen Heereshaufen bei Würbenthal, Zuckmantel und Freiwaldau lagerten, so ersuchte der Statthalter Klippel den Erzherzog Leopold um eine Hilfstruppe zur Verteidigung von Freudenthal und Engelsstadt. Der kaiserliche Feldherr sandte den Obristen Heinau mit fünfzehnhundert Mann Fußvolk und fünfhundert Reitern nach Freudenthal; bei diesem Heereshaufen befand sich auch Lothar Chrenfeld, welcher zum Stadtkommandanten von Engelsberg ernannt wurde und die freie Bergstadt mit einer Abteilung kaiserlicher Truppen besetzte.

An Schlaf und Ruhe dachte niemand von den Anwesenden. Dem glücklichen Wiederfinden sollte ein fröhliches Gastmahl folgen, zu welchem Regina bereits die Vorbereitungen getroffen hatte. Alfred hatte sich in einem Nebengemach gereinigt und seine zerlumpten und beschmutzten Kleider abgelegt; in einem von Lothars Gewändern zeigte er sich nun als ein schöner junger Mann der anwesenden Gesellschaft. Dampfende Schüsseln mit Speisen wurden aufgetragen, welchen langhalsige Flaschen mit köstlichem Rebensaft folgten. Beim schäumenden Becher herrschte die fröhlichste Stimmung, man machte Entwürfe für die Zukunft und freute sich, daß die Gefahr des schrecklichen Krieges nun glücklich vorüber sei und die Segnungen des Friedens wieder in diesen Thälern ihren Einzug halten. Von dem Türmchen der kleinen

hölzernen Kapelle des Ortes erscholl feierlicher Glockenklang herüber und mahnte zur Andacht, denn es war Sonntag, der Tag des Herrn. Aber nur Frauen und Greise wandelten zum fliederumschatteten Kirchlein, um an heiliger Stätte für die Seelenruhe ihrer Angehörigen, der bei Freudenthal als Helden gefallenen Bergknappen zu beten. Auch die in Hans Georg Weisers Wohnung Versammelten schickten sich zum Betgange an. Da ging die Türe langsam auf und Christian Holzmann, der Kohlenbrenner aus dem Orte Hütten, trat in vollem Sonntagsstaate in die Stube, diesem folgte schüchtern mit geröteten Wangen, Käthchen, des Kohlenbrenners hübsches Töchterlein.

„Gott zum Gruß, Herr Stadtrichter! Hä, hä, ganz natürlich!“ rief Holzmann und spähte mit seinen Augen in der Stube umher, als suche er Jemanden unter den Anwesenden. Aber kaum hatte Regina Käthchen erblickt, als sie auf das schüchterne Mädchen zueilte und dieselbe in ihre Arme schloß. „Käthchen, liebes Käthchen!“ rief hocherfreut Regina. „Welche Freude, Dich wiederzusehen.“ Auch Alfred war näher getreten.

„Ach, das ist ja der Engel aus der Köhlerhütte, welcher mich vor zwei Tagen, als ich müde und matt durch die Wälder irrte, mit Brot und Milch stärkte. Wie danke ich Dir, gutes Kind, für Deine Wohlthat, denn ich war dem Hungertode nahe“, sagte Alfred und ergriff zärtlich die Hand des Köhlermädchens.

„Hä, hä, ganz natürlich, wie ich sehe, alles gute Bekannte, das laß ich mir gefallen,“ rief lachend der Köhler und ließ sich auf dem angebotenen Sitz an der Tafel nieder.

„Gut, daß Ihr uns heimsucht, Meister Holzmann“, sagte, den Köhler auf die Achsel klopfend, der Stadtrichter, „ich und meine Tochter sind Euch zu großem Danke verpflichtet.“

„Hä, hä, ganz natürlich, davon ist keine Rede, Herr Stadtrichter“, begann Holzmann. „Euer Fräulein Tochter hat in der Eile, wie sie meine Wohnung

verließ, etwas kostbares, ein Geschmeide, oder zu was das Ding sonst dienen soll, bei uns zurückgelassen, hä, hä, ganz natürlich, das wertvolle Kästchen haben wir nun mitgebracht, um dasselbe an Euch zu überreichen. Hä, hä, ganz natürlich, gib das Ding her, Käthchen!"

„Gott im Himmel, des Klausners Kleinod!“ rief Regina, als Käthchen das Kästchen mit dem ledernen Futteral aus ihren Kleidern zog.

„Was für ein Kleinod, wie kommt es in Deinen Besitz, Regina?“ fragte Weiser mit einem verwunder-ten Blick auf seine Tochter. Regina erzählte nun, auf welche Weise sie das Kästchen vom alten Klausner Josef auf dem Engelsberg erhalten hatte. Lothar war näher getreten, entnahm das Kästchen aus den Hän- den seiner Geliebten und besah es, dann zog er das lederne Futteral ab, ein Druck auf dem an der einen Seitenwand vorstehenden Metallknopf und der Deckel des einfachen, aber nett und zierlich gearbeiteten Käst- chens flog auf. Ueber Lothars Lippen drängte sich ein Ausruf des Staunens.

„Allmächtiger Gott, soll ich an Wunder glauben! Das Bildnis unserer Mutter, wie es noch unverlöschet in meiner Erinnerung lebt, blickt mir hier entgegen und unter demselben der Namenszug: Rosalia Gräfin von Ehrenfeld.“ Totenstille herrschte in der Stube, Stannen und Bestürzung malten sich in den Gesich- tern der Anwesenden. Starr wie Marmorbilder stan- den die beiden Brüder Ehrenfeld und blickten unver- wandt das kleine in Gold gefaßte Bildnis ihrer ver- storbenen Mutter an, welches in dem Kästchen lag.

„Ja, das ist unserer Mutter Bild!“ brach Alfred das Schweigen in schmerzlicher Erinnerung an seine Kinderjahre. „Dieses milde Auge, durchflammt von strahlender Zärtlichkeit, dieses selige Lächeln um den rosigen Mund, das sanfte Engelsantlitz, o Gott, das kann nicht Täuschung sein, das ist unsere Mutter.“ Tränen glänzten in den Augen der Brüder, es waren Freudentränen.

„Mutter!“ ruft Lothar, „Mutter, Du bist bei uns! Dein seliger Schatten umschwebt uns in dieser Stunde, wo uns Dein Bild den Frieden des Himmels zulächelt; so hast Du gelächelt Mutter, wenn uns Dein Arm liebevoll ans Herz drückte; o wunderschöne Zeit unserer Kindheit!“ Eine Träne gleitete leise über Lothars Wange und neigte das Mutterbild. Mit stummen Entzücken vertieften sich der Brüder Blicke im Anschauen des Bildnisses. Es dünkte sie, als ob sie der Erde entrückt, in seligen Gefilden besserer Welten schwebten, der verklärten Mutter nahe, umgeben von himmlischen Geistern.

„Kinder,“ rief, von seinem Sitze aufspringend, Hans Georg Weiser, „hier geschehen seltsame, ich möchte fast sagen Wunderdinge. Aber sonderbar höchst sonderbar, wie mag der alte Klausner in den Besitz dieses Bildes gekommen sein? Schon seit länger als achtzehn Jahren bewohnt der Alte die einsame Klausel bei der St. Annakapelle am Engelsberg.“

„Das Rätsel muß gelöst werden,“ sagte nachdenklich, noch immer das Bild in der Rechten haltend, Lothar. „Wer ist dieser Klausner? Welchem Volke entstammt er?“

„Mein Sohn, das sind Fragen, auf welche es keine Antwort gibt; die Klausel auf dem Engelsberg stand vor achtzehn oder es kann auch zwanzig Jahre sein, leer, der alte Eremit war gestorben. Da erschien eines Tages ein Pilger in härenem Büßerkleide in Engelsstadt und bat, die öde Klausel auf dem Engelsberge bewohnen zu dürfen; man gewährte seine Bitte, aber niemand erfuhr, wer der neue Klausner, welcher sich Josef nannte, sei, von woher er gekommen. Er lebte in frommer Abgeschiedenheit als Wächter des Gotteshauses auf der einsamen Höhe.“

„Und wo befindet sich der Alte jetzt, wohnt er noch in seiner Klausel?“ fragte hastig Alfred Chrenfeld.

„Der Klausner liegt krank im Schlosse zu Freudenthal,“ entgegnete Obrist von Heinau. „Er ist der

Retter des Statthalters Klippel aus der schwedischen Gefangenschaft."

"Jener Greis, welchen wir unter dem Galgen gefunden?" fiel Lothar dazwischen.

"Ja dieser ist es," erwiderte der Obrist.

"So laßt uns zu ihm eilen!" riefen beide Brüder wie aus einem Munde.

"Das Bildnis unserer Mutter geht nicht mehr von uns, hier auf meiner und Deiner Brust soll es abwechselnd in Zukunft seinen Platz finden, Bruder Alfred," sagte Lothar.

"Ja Bruder, das soll es, und müßte ich dieses Kleinod mit meinem Herzblut erkaufen!" erwiderte mit tränenfeuchtem Auge Alfred, "wie ein Talisman wird es uns schützen auf der zukünftigen Bahn unseres Lebens."

Aus einem tiefen, todähnlichen Schlaf erwachte Josef, der Klausner. Es dünkte ihm, als habe er ein wunderbares körperliches Dasein geführt, als sei er in die Berge seiner Heimat verjagt, in die hochgewölbte Burg seiner Ahnen, deren Zinnen und Thürme, vom grünen Eichenwald umkränzten Bergesgipfel in die sonnenhellen Lüfte ragten. Waca das nicht die helltönenden Stimmen seiner Kinder, waren das nicht Alfreds und Lothars Gestalten, welche männlich hoch aufgeschossen, sich liebevoll mit Freudentränen im Auge, über sein Lager hengten. Ja gewiß, das waren die lang entbehrten süßen Klänge ihrer Stimmen. Fast glaubte er den Hauch ihrer Küsse auf seiner Stirne zu fühlen. O schade, wenn dieses herrliche Traumbild zerrinnen sollte, ach wenn er so fort träumte, endlos fort in alle Ewigkeit, das wäre Geisterseeligkeit, die Freude des Himmels. Der Klausner wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen, um das herrliche Bild der Täuschung nicht zu verschonen, welches ihn umgab, denn wo konnte er anders sein als in seiner einsamen, weltvergessenen Klausen auf dem Engelsberge, wie schrecklich, wie trostlos wäre das Erwachen. Doch nein! Er unterschied ja deutlich das Rauschen

weiblicher Gewänder und den Flüsterton mehrerer Stimmen. Erschrocken fuhr er empor und starrte um sich, alles erschien ihm fremd. Das Sonnengold blitzte durch die Vorhänge der hohen Bogenfenster in das lustige Gemach und spielend hüpfen die Sonnenstrahlen auf dem Getäfel des Fußbodens. Wo befand er sich? Wie kam er hierher? Warum lag er zu Bette? Um sein Bett stehen mehrere Gestalten. Die eine, groß und kräftig mit dem Keif des nahenden Alters auf dem Scheitel erkennt sein Auge, es ist Georg Wilhelm von Elfershausen, der Statthalter von Freudenthal. Aber über ihn beugen sich zwei jugendliche Gesichter mit leuchtenden Augen. Allmächtiger Gott! Das ist kein Gaukelbild süßer Träume, das ist Wirklichkeit, das sind seine Kinder.

„Alfred! Lothar!“ ruft er laut und breitet in unsagbarer Freude seine Arme aus. „Meine Kinder, Ihr seid bei mir!“

„Vater, lieber teurer Vater! Du bist es, Du erkennst uns, Deine Kinder; wir finden Dich wieder in diesem Leben, während wir Dich als tot beweinten!“ jubelten Alfred und Lothar von Ehrenfeld. Ueber das blasse, eingefallene Antlitz des Klausners lagerte sich ein flüchtiges Rot der Freude.

„So kommt ihr wieder, lichte Bilder entschwundener Zeiten, und ihr fallt wie Sonnenlicht labend in mein reueerfülltes Herz. Der Zeiger meiner Glückshuhr stand auf der Mitternachtsstunde, nun beginnt für mich ein neuer, herrlicher Tag, ein Wiedererwachen in den Armen meiner Kinder.“

„Vater!“ rief Lothar, „das Bildnis unserer Mutter, welches Du in Deiner Klause meiner Braut in der Zeit des Schreckens anvertrautest, hat uns zu Dir geführt; Alfred und ich erkannten Dein geliebtes Antlitz wieder, als wir zu Dir eilten, um unserer Mutter Bild zu erbitten, von welchem wir uns nie mehr trennen wollten.“

„Meine Söhne! Meine geliebten Kinder!“ rief im Uebermaß der Freude der Greis und umschlang mit

beiden Armen seine wiedergefundenen Söhne. „Ja, ich bin Euer Vater, ich bin Graf Josef von Ehrenfeld.“

Regina, welche mit dem Geliebten nach Freudenthal an das Krankenlager des Klausners geeilt war, näherte sich dem Greis. Lothar ergriff der Jungfrau Hand und sagte: „Sieh Vater, meine Braut, durch sie haben wir Dich wiedergefunden!“

Alfred von Ehrenfeld verließ auf wenige Minuten das Gemach, bald kehrte er jedoch zurück, an seinem Arme führte er Meister Holzmanns, des Kohlenbrenners blühendes Rädchen, welche verschämt und züchtig zu Boden blickte. „Auch diese Jungfrau hat an unserem wunderbaren Geschieh Anteil genommen,“ begann Alfred mit einem seelenvollen Blick auf die schöne Katharina, „gib uns Deinen Segen, sie ist meine Braut!“

Der alte Graf von Ehrenfeld richtete sich auf seinem Lager empor und sagte mit zitternder Stimme: „Seid gegrüßt meine Kinder! Gottes Segen über Euch!“

Da ging die Thür auf und ein Diener meldete, daß soeben ein kaiserlicher Kurier von Wien mit einer wichtigen Nachricht vom Kaiser Ferdinand den Dritten angelangt sei und den Statthalter Klippel zu sprechen wünsche.

„Führt den Mann zu mir,“ sagte der Statthalter, welcher im Gemache anwesend war. Der Diener entfernte sich und bald nachher erschien ein mit dem Staube der Straße bedeckter Reitermann im Gemache und überreichte dem Statthalter eine Pergamentrolle, an welcher das kaiserliche Insignel befestigt war. Klippel entfaltete das Schreiben und las. Seine sonst düsteren Gesichtszüge nahmen einen freundlichen Ausdruck an.

Er trat dem Lager des Klausners näher und sagte mit milder Stimme: „Seid getrost Herr Graf von Ehrenfeld, die Gnade unseres Kaisers sichert Euch Glück und Frieden! Das über Euch im Jahre 1621 gefällte Todesurtheil, welchem Ihr durch die Flucht

entgangen seid, wurde für ungünstig erklärt. Eure vom Staate eingezogenen Güter werden Euch zurückgegeben, zieht wieder nach dem Schlosse Eurer Väter, Herr Graf, und empfanget meinen, aus tiefstem Herzensgrunde kommenden Dank. Ihr habt mein Leben gerettet, ohne Eure Hilfe wäre ich das Opfer des schwedischen Tyrannen Torstensohn geworden, sicherer schmählicher Tod wäre mein Los geworden. Noch am selben Tage, als Ihr in bewußtlosem Zustande nach dem Schlosse gebracht wurdet, nachdem man Euch auf der Richtstätte auf dem Hauptplatze aufgefunden hatte, begab ich mich gegen Abend, als wir den Schweden aus Freudenthal vertrieben, zu Euch. Ein hitziges Fieber hatte Euch befallen, Wahnbilder umgaukelten Euch, Ihr spracht allerlei wunderliches Zeug, unter diesem auch, daß Ihr der wegen Hochverrat zum Tode verurteilte Graf Josef von Ehrenfeld wäret. Ich erkannte in Euch sogleich meinen Lebensretter und befahl, einen Arzt herbeizubringen. Der Heilkünstler schüttelte, nachdem er Euren Zustand untersucht hatte, sein Haupt und zweifelte an einer Wiedergenesung. Da erschienen Eure beiden Söhne, um nach dem Ursprung des Bildes ihrer Mutter bei Euch zu forschen. Doch vergebens, das Fieber wurde immer heftiger, Ihr wäret dem Tode nahe. Schon damals hatten Eure Söhne, zuerst Alfred, dann auch Lothar, in Euch den für tot beweinten Vater wiedererkannt, obwohl Gram, Kummer und Entbehrungen die Züge Eures Angesichtes verändert hatten. Mir war bekannt, daß damals Kaiser Ferdinand der Zweite über die ungetreuen schlesischen Edelleute, welche dem reformierten Kurfürsten Friedrich den Fünften von der Pfalz als neugewählten König von Böhmen gegen den Kaiser Ferdinand den Zweiten zu Breslau als König anerkannt und gehuldigt hatten, nach der Schlacht auf dem Weißen Berge bei Prag, wo Friedrich Heer, Reich und Krone im Stiche ließ und über Schlesien nach Holland floh, strenges Gericht gehalten und zwölf Adelige des Landes, unter diesen die ehemaligen Besitzer der Herrschaft

Freudenthal Hans und Hynko von Würben, den Markgraf Johann Georg von Jägerndorf und den Grafen Josef von Ehrenfeld, von der Begnadigung ausgeschlossen hatte. Auch war mir bekannt, daß mehrere der zum Tode durch Henkershand verurteilten schlesischen Edelleute durch die Flucht dem Tode entgangen waren. Unter diesen Geflüchteten befand sich auch der Graf von Ehrenfeld. Da man Euch nun wiedergefunden hatte, säumte ich nicht, für Euch, als meinen Lebensretter, die kaiserliche Gnade zu erflehen. Ich sandte einen Gilboten nach Wien in die Hofburg zum Kaiser, welcher demselben die Freudenbotschaft überbrachte, daß Freudenthal vom schwedischen Feinde befreit sei und meine Bitte um Eure Begnadigung überreichte. Man ließ den alten Bader Winkelmann aus Dürrseifen an Euer Krankenlager rufen und diesem gelang es, das Fieber zu beseitigen. Ihr verfiel in einen tiefen, festen Schlaf, nachdem Euch Winkelmann seinen Arzneitrank eingeflößt. Nun seid Ihr erwacht aus dem bewußtlosen Zustand, welcher durch volle zwei Wochen Eure Sinne befangen hielt.“ Der Statthalter ergriff die Rechte des Klausners, drückte dieselbe und fuhr fort: „Nun hoffe und wünsche ich, daß Ihr den Abend Eures schwergeprüften Lebens in Ruhe und Frieden in Eurer Kinder Mitte verbringen möget! Herr Graf von Ehrenfeld! Die langen Jahre des Kammers sind vorübergezogen, nach den Stürmen folgt Windstille; Schlesien ist von dem furchtbaren Joche des schwedischen Feindes befreit, die Friedensgöttin lächelt wieder über den Gefilden der teuren Heimat.“ Nach diesen Worten überreichte Klippel dem Grafen von Ehrenfeld das kaiserliche Schreiben, welches die Begnadigung und Zurückgabe der eingezogenen Güter des Grafen enthielt und verließ das Gemach.

* * *

Golden war die Sonne über Freudenthal aufgegangen. Ein herrlicher Gottesmorgen, wie ihn nur die Gebirgswelt dem wonnetrunkenen Auge zeigt,

lagerte sich über Berg und Thal. Schon neigte sich der Sommer seinem Ende zu, um sein Herrscherregiment an den gaben spendenden Herbst zu übertragen. Vom Turme des altehrwürdigen Gotteshauses der Stadt summt feierlich Glockenklang durch die Lüfte. Dicht gedrängt stand das Volk, um die glücklichen Paare zu begrüßen, welche nun zur Kirche schritten, um vor dem Altare Gottes den Bund fürs Leben zu schließen. Voran schritt der Obrist Friedrich von Heinau mit seiner Braut, der holdseligen Agnes, des Goldschmieds Tochterlein. Diesen folgte Lothar von Ehrenfeld und Regina Weiser, welche in schneeweisem Brautkleid einem aus Gefilden der Seligkeit niedergestiegenen Engel gleich und zuletzt kam Alfred von Ehrenfeld mit der schüchternen Blume des Waldes, der schönen Katharina Holzmann, welche das Uebermaß ihres Glückes kaum zu fassen vermochte. Die Anverwandten und Gäste, welche man zur Hochzeit geladen hatte und unter welchen sich auch der Statthalter Georg Wilhelm von Elfershausen befand, folgten den Brautpaaren zum Gotteshause; diesen voran die festlich geschmückten Brautführer und Kranzelnjungfrauen. Ein duftiger Regen von Blättern und Blüten entglitt den Händen der jubelnden und bewundernden Volksmenge, als die schönen Paare Hand in Hand einherkamen und majestätisch rollten Samt und Seide so manches Blümchen fort auf den glatten Fliesen des Gotteshauses. Nun trat man in den hohen, stolz gewölbten Raum, welcher im Blumen Schmuck und Lichterglanz strahlte; vom Chore herab erscholl in feierlichen Klängen ein Jubel Lied. Ohne Störung ging die heilige Handlung vor sich. Der ehrwürdige, greise Priester sprach in tief sinnigen, zu Herzen gehenden Worten die Trauungsrede, dann wurde von drei glücklichen Paaren der heilige Ehebund für das Leben geschlossen. Der Trauung folgte in dem Ritteraal des Schlosses zu Freudenthal das Hochzeitsfest, an welchem zahlreiche Gäste von Nah und Fern bewohnten. Nur einer von den Geladenen fehlte noch, und dieser war der Rittmeister Zirbs. Erst als das ge-

räuschvolle Freudenfest schon einige Stunden währte, erschien der alte Haudegen, welcher, um der an ihn ergangenen Einladung nachzukommen, vom Heere des Erzherzogs Leopold zurückkehrte.

Zirbs schritt auf Lothar und Regina zu, welche den Rittmeister freundlich willkommen hießen, ergriff die Hände des Brautpaares und sagte: „Gott gebe Euch Glück und Segen, meine Lieben! Ihr, Herr Graf Lothar von Ehrenfeld, habt an Eurer Braut die schönste Rose, das edelste Kleinod aus Schlesiens Bergen erworben. Selbst ich älter Graubart hatte beim ersten Anblicke dieser kindlich reinen, vom Hauche der Unschuld umwehten Mädchengestalt Feuer gefangen, mein ödtes Kriegerherz war voll Liebesglut; verzeiht mir meinen törrichten Wahn, es ist glücklich vorbei, das Zauberband ist zerrissen, Regina gehört Euch für immer, mich alten Haudegen läßt das Kriegerleben schon nicht mehr fahren. Krieg ist mein Element, in welchem ich allein noch glücklich sein kann, fauler Friede wäre mein Tod.“

Bis spät in die Nacht währte das prunkvolle Fest. In einem prächtig ausgeschmückten Gemach, nebenan dem Rittersaale, saßen in Festgewändern an einer wohlgedeckten Tafel vor den schäumenden Bechern, gefüllt mit dem edlen Saft der Rebe, Georg Wilhelm von Elfershausen, genannt Klippel, der Stadtrichter Hans Georg Weiser, der Klausner vom Engelsberg, welcher von seiner schweren Krankheit wieder genesen war, dann der Goldschmied Hans Just und Christian Holzmann, der Kohlenbrenner, dessen schüchternem Benehmen man es anmerkte, daß er sich zum erstenmale in solcher Gesellschaft befand.

„Ich will meinem Versprechen nachkommen und meine bittere Schicksalsgeschichte noch einmal erzählen,“ begann der Klausner vom Engelsberg. „Auf einer sanften Anhöhe von wogenden Saatzfeldern und grünen, blühenden Fluren umgeben, welche mit Eichenwäldern und Kiefernbüschen wechseln, steht der Stammsitz der Ehrenfelde, das Schloß meiner Ahnen.“

Dort verlebte ich die goldene, sorgenlose Zeit meiner Kindheit, dort liebte und hoffte ich als Jüngling, dort fühlte ich mich als Mann und Familienvater glücklich an der Seite einer engelsguten, zärtlich liebenden Gattin, die mir zwei hoffnungsvolle Knaben schenkte. Ich gehörte zu der Zahl jener wenigen Sterblichen, welche mit klaren Blicken in das sorgen- und kummerlose Paradies ihres Lebens schauen. Als ich eines Tages von einer Jagd zurückkehrte, traf ich einen reitenden Boten auf meinem Schlosse, welcher mir ein wohlversiegeltes Schreiben vom Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf überbrachte, welches für mich die Einladung enthielt, nach Jägerndorf zu kommen, um einer wichtigen Beratung der schlesischen Stände anzuwohnen. Ich ging trotz dem abmahnenden Bitten meiner guten Gemahlin nach Jägerndorf. Der Markgraf empfing mich mit allen Ehren und führte mich nach seinem Schlosse, wo ich bereits eine große Anzahl schlesischer Edelleute, unter diesen die Grafen Hans und Hynek (Hynko, Heinrich) von Würben, versammelt fand. Mir wurde auch bald der Zweck dieser Versammlung bekannt gegeben. Die protestantischen Untertanen des Bischofs von Prag und jene des Abtes von Braunau hatten zu Braunau und dem Städtchen Klostergrub in Böhmen, aufgrund des Majestätsbriefes des im Jahre 1612 verstorbenen Kaisers Rudolf des Zweiten zwei protestantische Kirchen erbaut. Mit Genehmigung des Hofes wurde die Kirche zu Klostergrub niedergedrückt, jene zu Braunau geschlossen. Dadurch kam es zum Aufstand und zu öffentlichen Feindseligkeiten. Die aufständischen Protestanten sammelten schnell ein Heer und forderten die größtenteils protestantischen Einwohner Mährens, Schlesiens und der Lausitz auf, zum Kriege gegen den Kaiser Mathias. Der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf und die anderen versammelten Ritter und Edelleute Schlesiens waren durchgängig eifrige Anhänger der kalvinischen Religionslehre. Auch ich wurde als Katholik durch Bitten und Ueberredungen dazu bewogen, daß

ich meinen alten Glauben ablegte und zum Protestantismus übertrat. Ungeachtet der kaiserlichen Mahnung wurden von den schlesischen Ständen zweitausend Reiter und tausend Mann Fußvolk ausgerüstet und unter dem Oberbefehle des Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf den Aufständischen zu Hilfe an die Grenze geschickt. Im Jahre 1619 starb Kaiser Mathias und sein Vater gelangte als Kaiser Ferdinand II. zur Regierung. Die Anhänger der reformierten Kirche zeigten sich dem strengkatholischen Kaiser gegenüber als entschiedene Gegner und beabsichtigten denselben abzusehen. In Prag veranlaßten die Utraquisten die Abhaltung eines Landtages, wo die Absetzung Kaiser Ferdinands ausgesprochen und der reformierte Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz zum König von Böhmen erwählt wurde. Dieser nahm die Wahl an und wurde in Prag mit großer Pracht und Feierlichkeit gekrönt. Die Schlesier traten der Wahl Friedrichs, des nachherigen Winterkönigs, bei und sandten Abgeordnete, unter welchen auch ich mich befand, nach Breslau, um dem neuen König zu huldigen. Nur der Bischof Karl von Meisse und Karl von Liechtenstein, Herzog von Troppau, widersprachen Friedrichs Wahl zum König und verweigerten ihm die Huldigung. Demzufolge wurden die Beiden von ihren Würden entsetzt und der Markgraf von Jägerndorf fiel in ihre Fürstentümer ein und verwüstete dieselben. Um sich Krone und Reich zu schützen, schloß Kaiser Ferdinand II. ein Bündnis mit dem Herzog Maximilian von Bayern; auch Spanien sandte Hilfstruppen. Es kam im Jahre 1620 zur Schlacht auf dem weißen Berge vor Prag. Das Heer Friedrichs wurde geschlagen und die Kaiserlichen erfochten einen glänzenden Sieg. Friedrich ließ voll Angst Krone, Heer und Reich in Stich und floh nach Holland. Böhmen und Schlesien wurden unterworfen. Nun begann für die Protestanten im Allgemeinen und für die Stände Schlesiens insbesondere, eine Schreckenszeit voll Drangsal und Bedrückung. Die protestantische Lehre wurde ge-

waltsam unterdrückt, die Glaubensfreiheit widerrufen, die Stände mußten ihre Freiheitsbriefe herausgeben und wurden zwar jeder anderen Strafe durch Kaisers Gnade enthoben, aber zur Zahlung von drei Tonnen Goldes als Kriegskosten verhalten. Nur zwölf Edelleute und Ritter wurden von der Begnadigung ausgeschlossen, ihrer Würden und Güter verlustig erklärt und über ihre Häupter die Reichsacht ausgesprochen. Zu dessen Geächteten gehörten nebst dem Markgrafen von Jägerndorf und den beiden Grafen Hans und Synek von Würben auch ich. Wir wurden auf unseren Besitzungen durch kaiserliche Häscher gefangen genommen und nach Troppau geführt. Dort stellte man uns vor ein Gericht. Das Urtheil lautete, daß wir zur Sühne unserer Empörung gegen den Kaiser durch das Schwert des Henkers auf dem Blutgerüste sterben sollten. In dunkler Kerkerzelle sah ich mit Schauder und Entsetzen den Tag herankommen, an welchem mein ehedem so hoffnungs- und freudenvolles Leben einen blutigen, schmachvollen Abschluß finden sollte. Da fand ich unverhofft Rettung aus meiner traurigen Lage. Einer von meinen Freunden hatte versucht, die Wächter meines Gefängnisses durch Zahlung einer größeren Geldsumme für den Plan zu gewinnen, mich in stiller Nachtstunde entfliehen zu lassen. In der Nacht vor meiner Hinrichtung, als ich von dem Schauer des nahenden Todes durchrieselt, schlaflos auf meinem Strohlager hingestreckt lag, gefoltert von Reue und Gewissenspein über mein verfehltes und vernichtetes Lebensglück, da rasselten die Schlüssel in der Pforte des Gefängnisses, dieselbe flog auf und der Wärter meines Gefängnisses trat mit einer Blendlaterne in der Hand ein.

„Kommt, wir fliehen, es ist Mitternacht, alles liegt im tiefsten Schlafe, ehe der Morgen graut, müssen wir weit fort von Troppau sein!“ raunte mir der Wärter zu und überreichte mir einen Mantel, welchen ich um meine Schultern schwang. Wir verließen den

Kerker und entkamen, begünstigt durch die Finsternis einer stürmischen Wetternacht, auf wenig betretenen Pfaden aus der Stadt. Auf dem freien Felde erwartete mich mein guter Freund mit zwei gesattelten Pferden, welche für mich und den mitentflohenen Wärter bestimmt waren. Wir bestiegen die Renner und fort ging es im rasenden Galopp, daß Kies und Funken stoben. Als der Morgen dämmerte, blickten uns schon die Zinnen und Türme des Schlosses entgegen, welches meinem Freund und Ketter gehörte. Ein volles Jahr lebte ich hier verborgen, aber mein Herz erfüllte eine unsagbare Sehnsucht nach meinen Lieben, nach meiner göttlichen Gemahlin und den lieblichen Kindern. Trotz den Abmahnungen meines treuen Freundes verließ ich bald nachher seine Burg und zog als wandernder Pilger verkleidet, meiner Heimat Oberschlesien zu. Wie pochte vor Freude und Sehnsucht mein Herz, als ich nach tagelanger mühseliger Wanderung die Stätte meiner Heimat wieder erblickte. Wie bebte voll Entzücken meine Seele, als mir mein Ziel, das Schloß meiner Väter, im Sonnengold entgegenstrahlte. Dort oben wohnten sie, dort harrten sie meiner, an welche sich jede Faser meines sehnsüchtigen Herzens knüpfte. Ich vergaß meine traurige Lage, daß ich ein Geächteter war, auf welchem der Fluch des Todesurteils ruhte. Mit doppelten Schritten eilte ich dem Dorfe zu, welches am Fuße des Hügels liegt, auf dessen Höhe des Schloß thront. O herrliche, langersehnte Stunde des Wiedersehens, du kommst näher, immer näher, nur noch flüchtige Minuten und ich bin bei Euch nach langer, schmerzlicher Trennung. Hastig stieg ich die Anhöhe hinauf. Ein finsterblickender Mann, umgeben von einer Meute Hunde, kam mir unter der Torwölbung entgegen.

Fort und hinaus mit Euch, Bettelpack!" schrieb mich der Schloßgebieter an, denn dieser war es, während sein Auge mit einem ungemein geringschätzigen Blick meine mit Straßenstaub bedeckte Gestalt musterte.

„Herr, ich bin kein Bettler! Ich bitte Euch, schenkt meinen Worten ein kurzes Gehör!“ flehte ich.

„Und was will der Tagedieb hier!“ fuhr mich der neue Schloßherr abermals an. „Glaubt Ihr, ich kenne Euch Gelichter nicht, wie Ihr ein härenes Büßerkleid anlegt, um Katholiken und Protestanten zu betrügen und ein freies, sorgenloses Leben zu führen. Schert Euch von dannen, sage ich!“

„Herr, nur eine Frage bitte ich an Euch zu richten!“ begann ich wieder. „Befindet sich die Gräfin Ehrenfeld mit ihren Kindern noch hier im Schlosse?“

Der Schloßherr sah mich scharf und durchdringend an, so daß ich unwillkürlich zusammenzuckte, dann sagte er mit noch finsterner Miene: „Was soll diese Frage? Die Gräfin Ehrenfeld ist tot, ihr Gemahl, der Graf, wurde als Hochverräter zu Troppau gerichtet und die beiden Kinder haben böhmische und mährische Anverwandte zu sich genommen, das Gut hat der Staat eingezogen und ich wurde auf eine Reihe von Jahren vom Kaiser damit belehnt. Nun habe ich Euch genug mitgeteilt, schon mehr als es ziemlich, seht dazu, daß Ihr Euch jetzt weitertrollt.“

Der Schloßherr, von seinen Hunden gefolgt, schritt, ohne mich weiter eines Blickes zu würdigen, dem Park zu. Ich aber stand wie vom Blitze getroffen; meine Gemahlin war tot; ich konnte das fürchterliche Wort nicht fassen, wie im Traume taumelte ich weiter, ohne zu wissen, wohin. Alles Glück, alle Hoffnung meines Daseins war zerstört, nur ein Wort erfüllte mit Schauern und Entsetzen mein ganzes Wesen; die ich über alles liebte, war tot, gestorben aus Gram und Kummer. Bittere Reue zerfleischte mein Herz, mir schwindelte, meine Füße strauchelten, bewußtlos brach ich zusammen. Als ich wieder erwachte, befand ich mich in einem kleinen, aber nett ausgestatteten Gemach. Vor meinem Lager stand ein ehrwürdiger Greis mit schneeweißem Haar, aber noch jugendlich frischem Antlitz, in Priesterkleidern.

„Unglückseliger!“ rief der Priester, welcher der katholische Pfarrer des Ortes war und welchem ich in früherer Zeit manches Gute erwiesen hatte.

„Was führt Euch in die Heimat zurück, Herr Graf? Ich erkenne Euch trotz der Maske, welche Euch umhüllt. Fliehe von hier, abtrünniger Sohn unserer heiligen katholischen Kirche, man sucht Euch, man späht nach Eurem Schlupfwinkel, flieht, ehe die Häsher der irdischen Gerechtigkeit in meine Wohnung dringen. Der Fluch, welcher auf Euch lastet, würde dann auch mir zuteil, fände man den kalvinischen Hochverräter an Kaiser und Vaterland in meinem Hause. Nun rafft Eure Kräfte zusammen und eilt fort auf entlegenen Pfaden nach der Wildnis des Gebirges, wo man Euch nicht kennt, wo man von Eurer Verirrung nichts weiß.“

Der Pfarrer drückte mir ein Päckchen mit Lebensmitteln in die Hände und drängte mich, ehe ich in meiner Bestürzung ein Wort hervorzubringen vermochte, nach der offenen Türe.

„Schlagt den Weg seitwärts zum Walde ein,“ sagte der Pfarrer wieder. „Nähert Euch nicht dem Schlosse, in dessen Nähe ich Euch am gestrigen Tage in bewußtlosem Zustande fand, als ich in Begleitung des Meßners von einem Kranken zurückkehrte. Der Schlossherr hat beinahe Ahnung, wer Ihr seid und jede Minute können die Häsher eintreffen.“ Nach diesen Worten schob mich der Pfarrer zur Türe hinaus ins Freie. Wie ein Trunkener taumelte ich vorwärts.

„Haltet noch einen Augenblick!“ rief mir der Geistliche nach, als ich mich umwandte, um ein Wort des Dankes zu stammeln. Er eilte in das Haus, kam aber die nächste Minute wieder zurück und überreichte mir ein Kästchen in einem ledernen Futteral. Ich erkannte dasselbe, es enthielt das Bildnis meiner im Tode verklärten Gattin, welches in den sonnigen Tagen unseres ehelichen Glückes ein berühmter Künstler angefertigt hatte.

Dieses Kästchen hat mir Eure selige Gattin, die verstorbene Gräfin von Ehrenfeld, anvertraut, wenige Stunden vor ihrem Tode. Sie bat mich, nachdem ich ihr mitgeteilt hatte, daß ihr dem Tode durch Henkershand durch Eure glückliche Flucht aus dem Kerker entgangen und wahrscheinlich noch am Leben seid, wenn ich Euch jemals wiedersehen sollte, dieses kleine, in Gold gefaßte Bildnis von ihr als letztes Andenken an Euch zu überreichen. Bald hätte ich in der Eile darauf vergessen, den letzten Willen der Verstorbenen zu erfüllen. Nun geht, geleite Euch Gott!" jagte der Pfarrer hastig und eilte ins Pfarrhaus zurück, dessen Thür er hinter sich verschloß. Ich drückte meine Lippen auf das Bild der teuren Toten, heiße Tränen rannten über meine Wangen herab und trüffelten in den Staub des Weges, welchen ich nun ziellos wanderte. Was sollte ich tun? Wohin sollte ich mich wenden? Sollte ich zu meinem Freund zurückkehren. Wie leicht wäre es den mich verfolgenden Häschern, meinen Weg zu erspähen, dann würde nicht nur ich, sondern auch mein guter, treuer Freund ins sichere Verderben gezogen. Nein, da zurück konnte ich, durfte ich nicht wieder. Also vorwärts nach der Wildnis des Gebirges, wo man meinen Namen noch nie vernommen.

Tage mühevoller Wanderung waren verflossen, über Berge und Täler, durch unwirthbare Gegenden und durch lange, düstere Wälder führte mein Weg. Oft war ich hingesunken, ermattet und entkräftet, auf steinigem Waldesgrund, der Tod wäre mir willkommen gewesen, hätte mich nicht noch ein Stern mit mildem Hoffnungsschimmer an das elende Leben gekettet, die Hoffnung, meine Kinder wiederzufinden. Wieder kam der Abend, ich befand mich im dichten Walde. Immer düsterer senkte sich der Schatten der Nacht auf die einsame Gegend nieder, von Ferne vernahm ich den Klang eines Glöckleins durch die Stille des Forstes. Ich lenkte die Schritte der Gegend zu, von woher der Glockenton an mein Ohr drang. Nach kurzer Wanderung erblickte ich an einer Stelle, wo sich der Wald

lichtete, die Umrisse eines Kirchleins durch die dämmernde Nacht. Heller Lichtschein fiel aus den vergitterten Bogenfenstern, frommer Lobgesang andächtiger Beter drang aus den gottgeweihten Hallen. Ich schleppte meine müden Glieder zur Kirchenpforte. Ein Meer von Strahlen ergoß sich vom Altar, wo das Bildnis der heiligen Mutter Anna, reich geschmückt mit Blumen und Kränzen, mild auf die gläubigen Waller niederblickte. Bei der Kirchenpforte kniete ich nieder auf das kalte Steinpflaster und faltete meine Hände zu Gott, zum Allerbarmer. Das Volk feierte den Festtag St. Anna. Der Gottesdienst war zu Ende. Die frommen Gläubigen verließen das Annakirchlein auf dem Engelsberg und zogen in langgestreckter Schar durch die Dunkelheit der hereingebrochenen Nacht den Abhang hinab nach Engelsstadt. Nun wurde es einsam und stille um mich her. Der Sakristan verlöschte die Lichter am Altar und schickte sich an, das Kirchlein zu verlassen, da gewahrte er meine zusammengesunkene Jammergestalt.

Leise berührte der Mann meine Schulter und sagte: „Erhebt Euch, Freund, ich schliesse die Kirche.“

„D laßt mich hier, laßt mich hier beten und sterben!“ flehte ich, aus meinem tiefen Sinnen aufgeschreckt und ich fühlte, wie mein ganzer Körper vor Erregung und Müdigkeit zitterte.

„Armer Mann!“ rief der Sakristan. „Ihr seid hungrig und müde, folgt mir nach meiner Wohnung, dort will ich Euch eine Mahlzeit und ein Nachtlager verschaffen.“ Mitleidig ergriff der menschenfreundliche Mann meine Hand und führte mich nach Engelsstadt in seine Wohnung. Dort fand ich gute Menschen, Ruhe und Pflege. Bald war der Sakristan mein Freund und Vertrauter; ich entdeckte ihm meine unglückliche Lage, in welcher ich mich befand und er gab mir den guten Rat, die Eremitenklausel bei dem Annakirchlein zu beziehen, indem der alte Klausner, welcher ehemals die Einsiedelei bewohnt hatte, vor längerer Zeit gestorben sei. Des guten Mannes Rat gefiel mir und

schon nach wenigen Tagen bezog ich die Klausur auf dem Engelsberge. Auf der entlegenen, einsamen Höhe, abgeschlossen vom Getriebe der Welt, führte ich von nun an das Leben eines frommen Büßers. Ein nie gekannter Seelenfriede kehrte in mein Herz ein, ich hatte mich mit Gott und meinem Schicksal ausgesöhnt. Nach meinen Kindern forschte ich aber vergebens. Endlich gab ich auch diese letzte Hoffnung meines schwergeprüften Lebens auf, nur der Trost, meine Lieben jenseits des Grabes im Lichtgesilde der Seligen wiederzusehen, erfüllte meine Seele. Gottes Wege sind wunderbar! Auch die Stürme des Schicksals ziehen vorüber und die Sonne des Glückes lächelt wieder nieder vom ungetrübten Horizont friedlicher Zeiten, aber ihre Freuden und Segen spendenden Strahlen fallen auf das schneeweiße Haupt eines am Rande des Grabes wandelnden Greises. Dies, meine Herren, ist die Geschichte eines armen Büßers, meine Lebens- und Leidensgeschichte.“ Der Klausner schwieg, in feuchtem Schimmer leuchteten seine Augen und auf seinem Angesichte lag eine selige Ruhe. Vom Kirchturm summten mit lautem Widerhall die Glockenschläge der Mitternachtsstunde durch die Stille der Nacht. Tieferrgriffen erhoben sich die Anwesenden, um dem schwergeprüften Greis durch einen warmen Händedruck ihre Theilnahme zu beweisen.

Da leerte auch Christian Holzmann mit einem langen Zuge sein Glas, dann rief er, dem Klausner treuherzig auf die Schulter klopfend: „Hä, hä, ganz natürlich, hat Alles ganz gut geendet!“

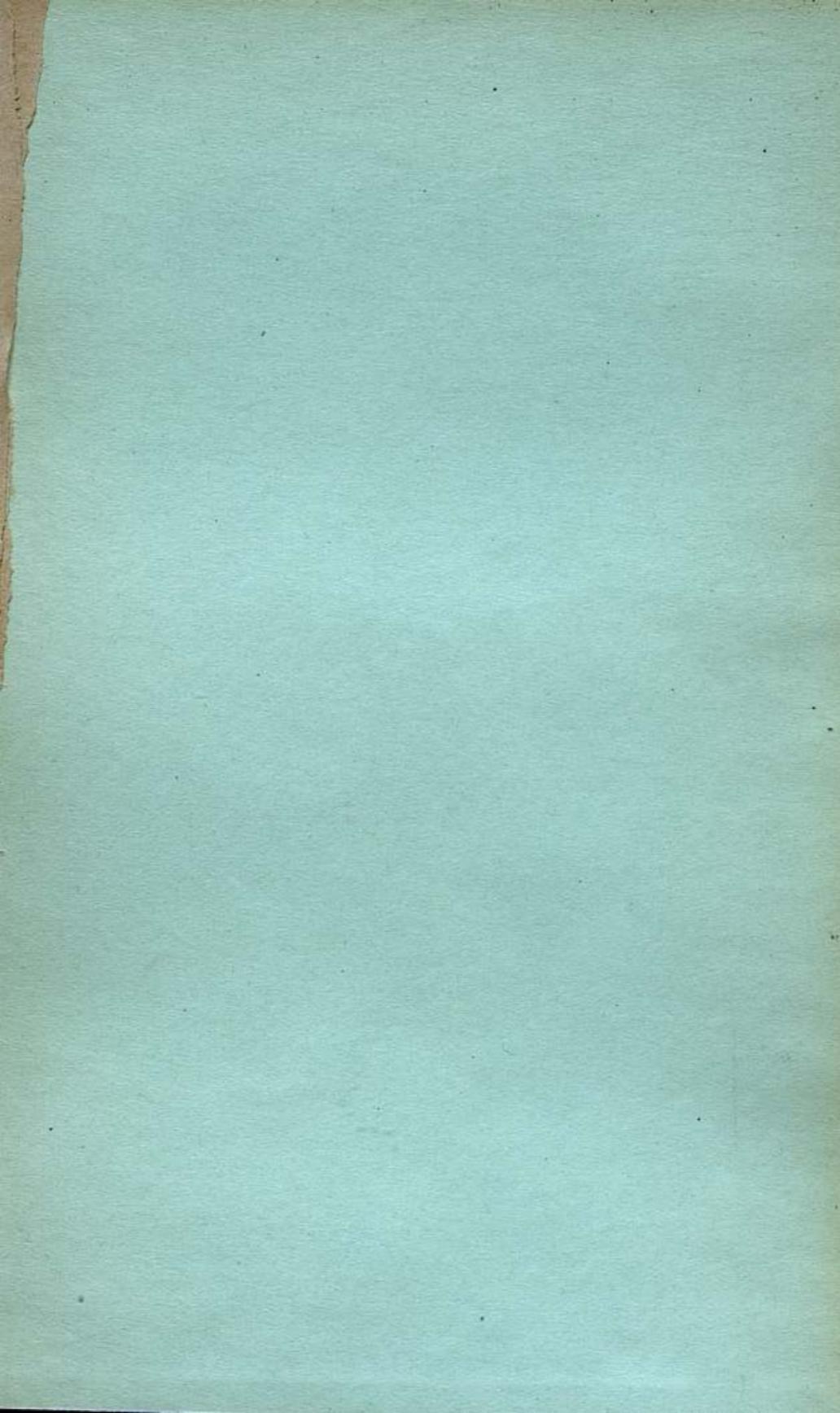
* * *

Wenige Tage später verließ Graf Josef von Ehrenfeld mit seinen Söhnen und Schwiegertöchtern die Stadt Freudenthal, um nach seinem Gute nach Oberschlesien zu ziehen, welche ihm die Gnade des Kaisers wieder geschenkt hatte.

Freudenthal und Engelsstadt blühten durch den Fleiß ihrer Bewohner und die väterliche Fürsorge des

Statthalters Klippel wieder aus ihrem Schutte empor. Das Wappen des Statthalters Georg Wilhelm von Elkershausen befindet sich nebst zwei anderen an der Außenseite der Kirche zu Engelsberg. Auch Hans Georg Weiser, der Stadtrichter von Engelsstadt, hat sein gemachtes Gelübde, das St. Annakirchlein auf dem Engelsberge wieder aufzubauen, getreulich erfüllt. Der Name des Berges ging auf die Stadt über, man nennt dieselbe seit jener Zeit Engelsberg. Der Berg selbst, welchen noch heute die Wallfahrtskirche zu St. Anna krönt, wird nun allgemein der Annaberg genannt.





Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000981319



II 757998

SL

S